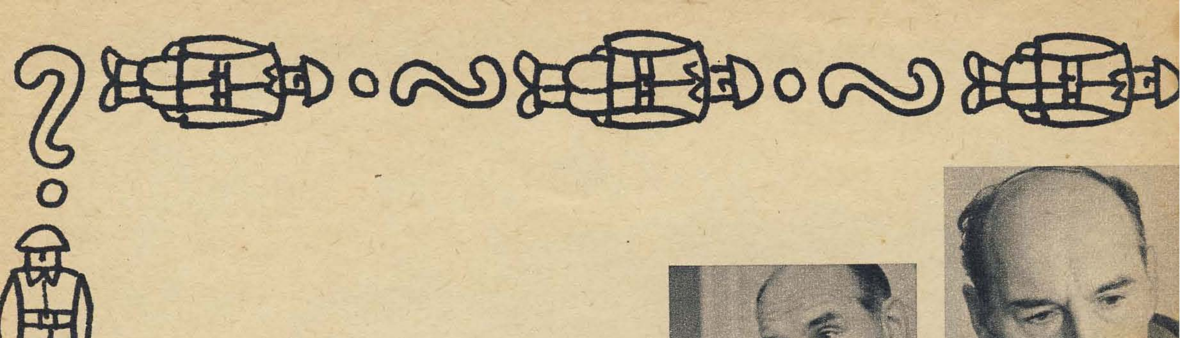
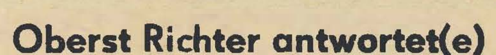

12/1970 • 1,– M
MAGAZIN DES SOLDATEN
ARMEE
Rundschau





Oberst Richter antwortet(e)



Genosse Oberst, seit neun Jahren beantworten Sie in der „Armee-Rundschau" die Fragen der Leser. Oberst Richter wurde für die AR-Leser ein Begriff. Mit der Vergangenheitsform im Titel ist angedeutet, daß Sie ab Heft 1/1971 den Lesern nicht mehr Rede und Antwort stehen werden. Warum dieser Abgesang?

Oberst Richter: Wieso Abgesang? Es ist noch gar nicht so sicher, ob ich nicht doch hin und wieder im Konzert der AR-Autoren einige Takte mitsinge. Richtig ist allerdings, daß ich mit diesem Dialog meine regelmäßige Mitwirkung an der „Armee-Rundschau" einstelle. Dafür gibt es verschiedene Gründe. Nicht zuletzt auch deshalb, weil ich mich anderen Aufgaben zuwende.

Aus der Dauer Ihrer Mitarbeit kann man schließen, daß die Arbeit Sie persönlich bewegte und fesselte. Ist das richtig?

Oberst Richter: Ja, das stimmt. Zunehmend empfand ich diese Aufgabe als meinen schönsten selbstgestellten Parteiauftrag, und gefesselt wurde ich nicht nur durch das ständige Anwachsen an Zuschriften. Vor allem waren es das Vertrauen und die sozialistische Bewußtheit vieler junger Briefschreiber, die mich mehr und mehr in ihren Bann zogen, denn viele Zuschriften widerspiegelten das Werden und Wachsen sozialistischer Kampfkollektive und Soldatenpersönlichkeiten.



Ihre Antworten ließen immer wieder erkennen, daß Ihnen nichts Menschliches fremd ist. Also werden Sie vielleicht auch persönlich Statistik geführt haben: Wie oft hat Oberst Richter öffentlich geantwortet?

Oberst Richter: Wie oft? Das kann ich wohl kaum zählen, wenn ich auch an die zahlreichen Foren, Vorträge und Aussprachen denke, die ich vor allem mit jungen Menschen führte. In der AR waren es jedoch bis jetzt 176.

Können Sie ungefähr sagen, wieviel Leser sich insgesamt im Laufe der Jahre vertrauensvoll an Oberst Richter wandten? Und: Wurden alle Briefe beantwortet?

Oberst Richter: Ihnen, Genosse Oberstleutnant Dr. Usczeck, ist natürlich bekannt, daß das mehr als zweieinhalbtausend waren. Eine Antwort, die mitunter länger als die Zuschrift war, haben alle erhalten. Diese Feststellung darf ich sicher auch für die weiteren Tausende von Zuschriften treffen, die direkt an die Adresse der Redaktion gerichtet waren. Und ich habe die Gewißheit, daß auch in Zukunft die lebendige Verbindung zwischen Leser und Redaktion nicht eingeschränkt wird.





Fragesteller: Oberstleutnant Dr. Usczeck Chefredakteur der AR

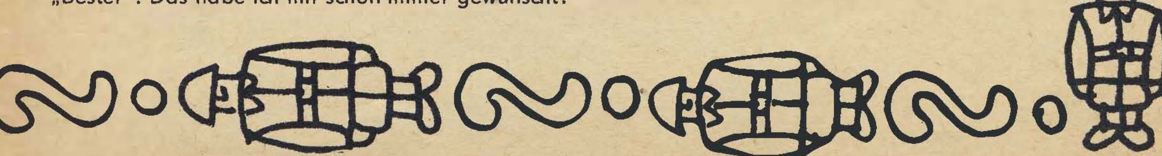


Alle unsere Leser wissen aus Erfahrung, daß sie sich mit jeder Frage an die Redaktion wenden können. Dieses Prinzip geben wir natürlich nicht auf. Zwar wird nicht mehr Oberst Richter antworten, aber die Fragen der Leser werden wie bisher behandelt – in der AR an gleicher Stelle, in Briefen und persönlichen Gesprächen mit der gleichen Aufmerksamkeit, Gründlichkeit und Schnelligkeit. Ab Januar 1971 steht an der Spitze des Heftes „Der Chefredakteur antwortet" – womit gesagt ist, daß ich selbst mich bemühen werde, in Ihre Fußstapfen zu treten und einen engen Kontakt mit den Lesern herzustellen, Genosse Oberst Richter.

Oberst Richter: Daß ich wie bei einer Stafette nunmehr den Stab einem Fortsetzer dieser Antwortseite übergeben kann und daß der nächste „Stafettenläufer" Sie selbst sein werden, darüber freue ich mich besonders. So weiß ich auch diese Seite unseres Magazins in guter Obhut.

Genosse Richter, Ihr Name ist mit der Entwicklung der AR eng verbunden als ihr erster Chefredakteur und als ihr populärer Autor. Aus meiner Kenntnis vieler Briefe an Sie und an die Redaktion sowie der Ergebnisse von Leserumfragen fühle ich mich berechtigt, Ihnen im Namen unserer Leser für Ihre Mühe und Ihren Eifer, für Ihr Verständnis und Ihr aktives Eingreifen, für Ihre Prinzipienfestigkeit und Parteilichkeit zu danken. Nicht immer waren allen Lesern Ihre Antworten bequem und angenehm, aber sie waren stets offen und ehrlich, sozialistisch und kämpferisch, durchdrungen von dem Mühen um die militärische Sicherung unseres sozialistischen Staates. Dafür danke ich Ihnen auch im Namen der Redaktion. Ich wünsche Ihnen für Ihre weitere Tätigkeit Erfolg und vor allem Gesundheit.
Und nun die letzte Frage an Oberst Richter: Was sagen Sie Ihren vielen treuen Lesern zum Abschied?

Oberst Richter: Zum Abschied nicht, das deutete ich schon an, vielleicht aber zum Abschluß auf diese 182. Frage: Mögen vor allem die Freunde der AR aus dem Kreis der gegenwärtigen und kommenden Armeeangehörigen ihre Treue zum Soldatenmagazin nicht nur als Konsumenten von Militärpublizistik, sondern vor allem als Produzenten von Kampfkraft zur Stärkung unserer sozialistischen DDR sowie unserer Verteidigungskoalition beweisen. Jeder „Beste" ein AR-Leser! Jeder AR-Leser bald ein „Bester"! Das habe ich mir schon immer gewünscht!



Unterm Feuerschirm vorwärts

Von Oberstleutnant Rolf Dressel



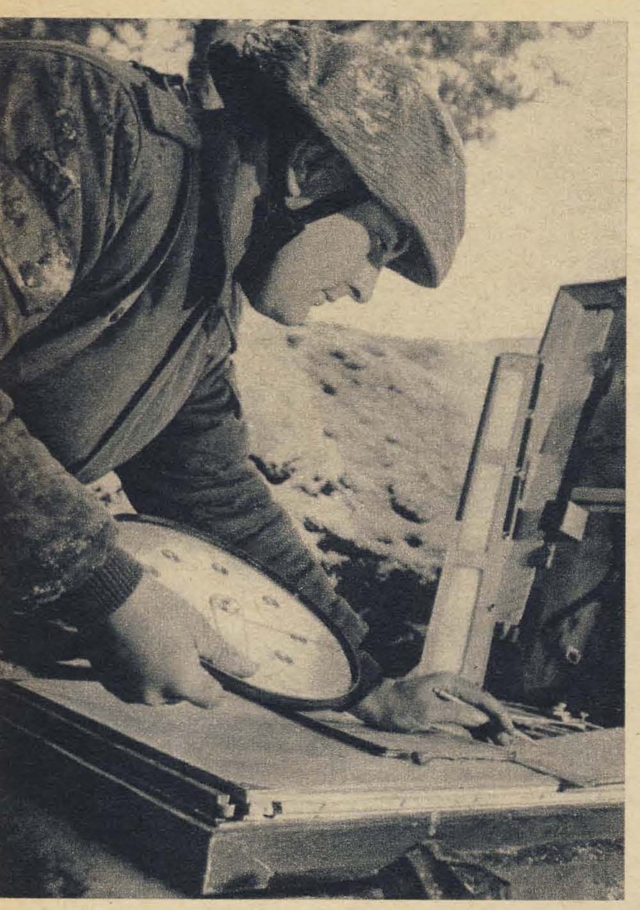
Der Motor läuft schon minutenlang. Plötzlich ruckt der Schützenpanzerwagen der Gruppe von Unteroffizier Hesse an. Die aufgesessenen Soldaten werden kurz durchgerüttelt, doch dann hocken sie, die MPi umspannt und den Stahlhelmriemen festgezogen, wieder sicher auf ihren Plätzen. Der Angriff beginnt.

Vor der mot. Schützenkompanie von Oberleutnant Meinert, in der zweiten Staffel angreifend, fahren andere Kompanien, begleitet von Panzern. Über verschneite und vereiste Wege rollt die breit entfaltete Angriffsformation an diesem frostklaren Wintermorgen auf die ersten „gegnerischen" Stellungen zu. Vorne bellen Panzerkanonen, knattern Maschinengewehre und Maschinenpistolen. Über die Gefechtsordnung hinweg orgeln, einem mächtigen Feuerschirm gleich, die Granaten der Geschoßwerfer, Haubitzen und Kanonen. Sie halten den „Gegner" in seinen Stellungen nieder, vernichten aufgeklärte Ziele und unterstützen so das Vorgehen der eigenen Einheiten. Im Gefechtslärm ist das Motorengeräusch der Fahrzeuge kaum noch zu hören.





Vor sich die Einschläge der eigenen Artillerie und neben sich die Panzer, so greifen die mot. Schützen an. Hohes Können und präzises Zusammenwirken aller Kräfte erleichtern den Schützen das Vorgehen.



Eng an seinen Nebenmann gekauert, hockt MPi-Schütze Günter Seehase auf dem geländegängigen Vierachs-SPW. Besorgt sieht er ab und zu nach oben in den wolkenverhangenen Morgenhimmel, als suche er die Granaten, die über sie hinwegheulen.

„Wenn das erst vorbei ist, fühle ich mich wieder wohler", raunt er Rainer Lüdtke zu, der neben ihm hockt.

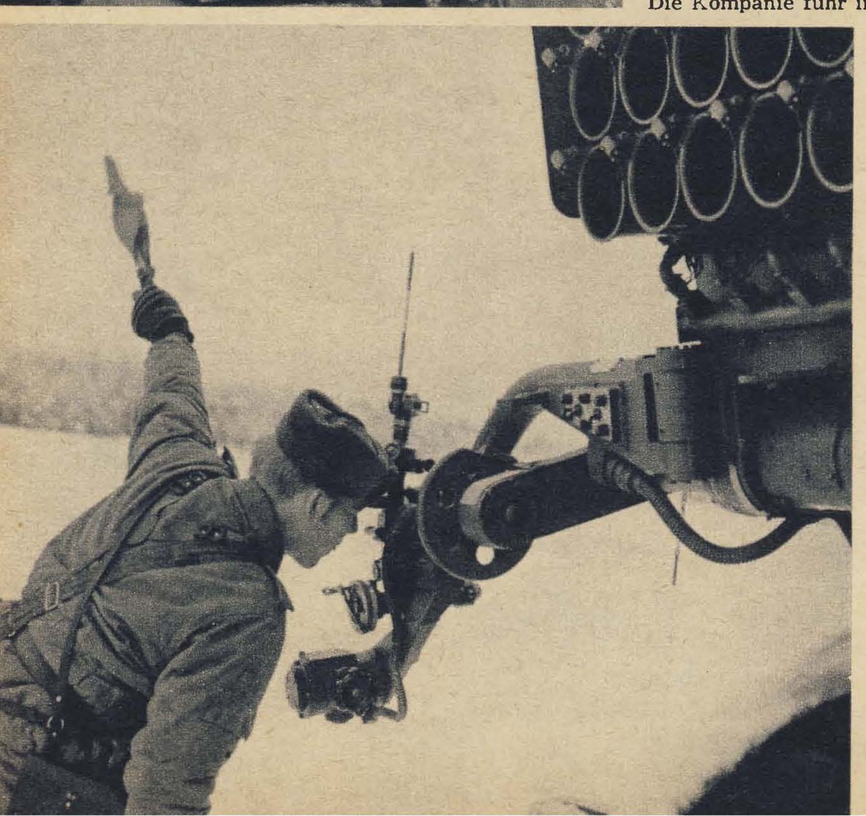
„Nun mach' mal nicht gleich in die Hosen! Was soll denn schon passieren?" Rainer sieht den sechs Jahre älteren Soldaten an. Da haben sie nun alle Übungselemente wochenlang trainiert, kennen genau jede Phase der Gefechtshandlungen, aber Seehase fühlt sich noch immer unsicher.

Angst? Echte Besorgnis? Menschliche Gefühle lassen sich nicht befehlen. Und Günter Seehase kann sie nicht verbergen. Schon als bekannt geworden war, daß sie bei dieser Übung von der Artillerie erstmalig mit scharfem Schuß überschossen werden sollten, äußerte er Bedenken.

„Meine Frau soll doch mit 24 Jahren nicht schon Witwe werden!" sagte er drastisch. Er befürchtete, ihm könne etwas zustoßen, wenn sich ein Artilleriegeschoß „verirren" würde. Was stak dahinter? Angst? Oder?...

Die Soldaten nahmen ihn anfangs nicht recht ernst. Sonst verhielt er sich keineswegs ängstlich. Ob sie das Auf- und Absitzen während der Fahrt übten, die Feuerführung oder das Vorgehen in Schützenkette – stets war Seehase gelehrig und wendig. Aber nur, solange „trocken", d. h. ohne Schuß geübt wurde. Sobald vom Überschießen mit scharfem Schuß die Rede war, da fuhr er seine Stacheln aus. Davon mochte er nichts hören.

Die Kompanie fuhr ins Feldlager, um die Ge-



„Absitzen!" Während Soldat Seehase und seine Genossen nun zu Fuß weiter angreifen, verlegen die Artilleristen das Feuer weiter vor. Rechner Gefreiter Pasenow (links) hat die Schießwerte ermittelt, Richtkanonier Gefreiter Grieser (darunter) stellt sie nun ein. Auf ihre Präzisionsarbeit können sich die Schützen verlassen.

fechtshandlungen im Komplex zu trainieren. Jetzt wurde es für Seehase ernst. Schärfer wurden die Debatten mit ihm in der Gruppe. Unteroffizier Hesse, die Soldaten Lüdtke, Kanter und Baale, alle versuchten ihn davon zu überzeugen, daß doch die Artilleristen das Feuer genau berechnen würden und folglich kein Schuß die eigene Gefechtsordnung treffen könnte. Auch der Zugführer und der Kompaniechef mühten sich darum. Doch er entgegnete immer wieder:
„Glauben möchte ich es schon, aber überzeugt bin ich davon noch nicht."
Die Vorgesetzten nutzten nun die Gelegenheit, um ihre Soldaten durch eigene Anschauung vom zuverlässigen Können der Artilleristen zu überzeugen. Werferführer, Richtkanoniere und Rechner aus der Geschoßwerferbatterie Kristen kamen zu den mot. Schützen. Diese wiederum besuchten die Artilleristen in ihrer Feuerstellung.
Freimütig rückte Soldat Seehase mit seinen Fragen heraus: Wie weit liegen die Einschläge vor den Schützen? Wie groß ist die Splitterwirkung? Die Streuung? Gibt es Versager? Und falls eine Kompanie zu weit vorprellt? Kann sich ein Rechner nicht irren?...
Aus Seehases Fragen sprach nicht Angst, sondern sein Bedürfnis nach Sicherheit. Er wollte über den Ablauf der Gefechtsübung genauestens unterrichtet sein.
Die Artilleristen, besonders der Rechner Gefreiter Hans-Peter Pasenow und der Richtkanonier Gefreiter Peter Grieser, wiesen ihm und





Feuer und Bewegung, zwei wichtige Elemente des Angriffskampfes. Für die Schützen heißt das laufen, beobachten, schießen, in Deckung springen, eingraben und erneut vorwärts. Die Handlungen aller Waffengattungen müssen so aufeinander abgestimmt sein, daß der Gegner in kurzer Zeit zerschlagen werden kann.

seinen Kameraden nach, daß sie treffsicher zu schießen verstehen. Sie führten ihnen vor, wie sie rechnen und richten. Bisher hätten sie alle Schießaufgaben mit der Bestnote 1 erfüllt, sagten sie. Das sei auch diesmal ihr Ziel. Seehases Sorge sei also völlig unbegründet.
Das gab Seehase zwar mehr Sicherheit als vorher, dennoch reichte ihm auch das noch nicht. „Restlos überzeugt davon bin ich erst, wenn ich es gesehen und erlebt habe . . ."
Nun also ist es soweit. Günter Seehase hockt auf dem SPW und harrt der Dinge, auf die er da zurollt. Die Fahrt geht über bocksteif gefrorenes, holpriges Übungsgelände. Mehr als genug wird er durchgeschüttelt, hochgeschleudert und wieder in den Sitz geworfen. Zeitweilig verliert er das Gleichgewicht.



An einem Hinterhang, bereits einige Kilometer im tief gestaffelten Verteidigungssystem des „Gegners", hält die Kolonne an. Über Funk empfängt Oberleutnant Meinert den Befehl, die Kompanie in die erste Staffel einzuführen; sie soll die rechts vorgehende Kompanie, die einen Gegenangriff abzuwehren hat, beim weiteren Vordringen unterstützen.
„Vorwärts!"
In schneller Fahrt preschen die Vierachs-SPW den verschneiten Hang hinauf, entfalten sich zur Zugkolonne und rollen wenig später auf breiter Front nach vorne. Da drosselt der Fahrer das Tempo.
„Absitzen!" brüllt der Gruppenführer in den Gefechtslärm. Günter Seehase schwingt sich über die Bordwand. Der Befehl reißt ihn vorwärts. Die MPi im Anschlag und den Blick zum „Gegner", so geht er mit den Kameraden vor. Dabei beachtet er kaum, daß er sich beim Aufsprung den rechten Fuß verknackst hatte. Ungestüm springt, stolpert, stürmt er vorwärts. Es kracht ringsum. Panzerkanonen, MG, MPi, Einschläge „gegnerischer" Artillerie.
„Deckung!" Soldat Seehase wirft sich hin. Erde spritzt hoch. Rauchwolken nehmen ihm für wenige Augenblicke die Sicht.
Auf! Weiter!
Ziele tauchen auf. Infanteriescheiben.
Seehase legt an, drückt auf den Abzug. Eine Scheibe fällt, eine zweite . . .
Rechts von ihm arbeiten sich einige Genossen seiner Kompanie an „gegnerische" Panzer heran. Seehase, im Eifer des Gefechts, entdeckt die stählernen Ungetüme erst jetzt. Die Panzerhandgranaten detonieren. Feuer und Rauch hüllen die Panzer ein, bis sie verfliegen. Ziele vernichtet!
Die Anhöhe, dritte Verteidigungslinie des „Gegners" ist bald genommen. Vorne, weit voraus, sieht Günter Seehase Einschläge der eigenen Artillerie. Sie bekämpft den weichenden „Gegner" und ermöglicht auch Günter Seehase das weitere Vorgehen.
So weit entfernt also liegt das Feuer! Da kann ja wirklich nichts passieren! Diese Einsicht, im Bruchteil einer Sekunde durch eigene Anschauung gewonnen, gibt Seehase neuen Mut. Ihm scheint es, als habe er einen Zentner Ballast abgeworfen. Seine Beine scheinen plötzlich leichter zu sein. Er atmet freier.
Der Angriff wird wenig später abgebrochen. Die Übung geht zu Ende. Der Leitende schätzt die Leistungen ein. Note Eins, auch für die Kompanie Meinert, für Günter Seehase.
Auf der Rückfahrt ins Feldlager ist Soldat Seehase wie umgewandelt. Noch stark beeindruckt von dem eben Erlebten, unterhält er sich mit den anderen über den Ablauf der Gefechtshandlungen. Während der Fahrt fragt ihn der Gruppenführer, wie er denn nun denke.
„Alles halb so schlimm, Genosse Unteroffizier!" antwortet der Soldat. „Wenn ich das gleich gewußt hätte . . . ! Nächstes Mal weiß ich besser Bescheid."

Wladimir Andrejew

DIE VERSUCHUNG



In der Dämmerung wurde der Weg unübersichtlich. Nur in der Ferne stiegen rechts und links alle fünf Minuten Leuchtkugeln auf, und ihr phosphoreszierendes Licht beleuchtete das abfallende Feld, das sich im Dunkel verlor.
Es nieselte. Der Weg wurde glitschig. Leutnant Samjatin bog vom Wege ab. Die Soldaten folgten ihm, aber dann zeigte sich, daß übers Feld noch schwerer zu gehen war. Die Füße versanken im Schlamm, Erdklumpen klebten fest an den Stiefeln.
Dann und wann blieb der Leutnant stehen und fragte dumpf in die Finsternis:
„Rogowik, he, Rogowik! Hol' dich der Teufel, Rogowik! Was trödelt ihr so? So kommen wir bis zum Morgengrauen nicht an..."
Die verzagten, erschöpften Soldaten mit den Gewehren und geschulterten Tornistern scharten sich um Samjatin und warteten, bis Rogowik heran war.
„Das ist wegen Matwejew, Genosse Leutnant", sagte Oberfeldwebel Rogowik heiser. „Der kann kaum krauchen."
„Du mußt ihn eben antreiben. Hörst du, antreiben mußt du ihn", wiederholte der Leutnant streng und gab seiner Weisung Nachdruck durch die Worte: „Oder wollt ihr bei den Faschisten bleiben?"
Sie wandten sich zum Gehen und stapften weiter. Der verfluchte Regen hat den ganzen Weg versaut! dachte Samjatin, der mühsam seine Füße aus dem zähen Schlamm zog und beunruhigt den Geschützsalven in der Ferne lauschte. Aber wenn es nicht regnete, hätte der Feind es vielleicht geschafft, uns einzuholen.
Als der Weg weniger schlammig schien, trat er wieder auf den Weg hinaus. Die Soldaten folgten ihm. Etwa zehn Minuten lang waren sie den Weg entlang gegangen, da glitt einer schwerfällig aus und fiel hin, mit seinem Gewehr oder dem Eßgeschirr klappernd. Nur gut, daß die Last nicht groß war – nur die Tornister auf den Schultern und die Gewehre führten sie bei sich.
So gingen sie weiter: Eine unsichtbare Kette von Menschen in der grauen regnerischen Nacht.
Nun begann der Wald. Unter ihren Füßen raschelten Blätter. Die Baumstämme schimmerten hell, kaum erkenntlich. Birken, dachte Samjatin und blieb stehen. Er öffnete seine Feldtasche, holte die mehrfach zusammengelegte Karte heraus und bat, nachdem er seine Zeltplane vorgewölbt hatte, man möge ihm leuchten. Lange fuhr er mit nassem Zeigefinger über das mit verschnörkelten Linien und Kreisen bedeckte Blatt, überlegte, ob sie richtig gingen und wie weit es noch bis Lasanki sei, wo der Sammelpunkt vereinbart war. „Ein Birkenhain, dann Felder, das Dorf Stolby, das Flüßchen und der Ort Skokowo...", flüsterte der Leutnant mit rauhen Lippen und runzelte die Stirn. „Sind noch nicht so bald da..."
Schwer hatte er es in dieser Stunde im unbekannten Smolensker Land. In der Nacht zuvor hatten die Faschisten an den Flanken Landungstrupps ausgesetzt. Nun stiegen dort Leuchtkugeln auf. Man hatte das Regiment in Gruppen aufgeteilt, von denen sich jede einzelne selbständig zum vereinbarten Sammelpunkt durchschlagen mußte. Eine dieser Gruppen leitete Leutnant Samjatin. Er fröstelte in der nächtlichen Kühle und beobachtete immer, wie die funkenstiebenden roten und grünen Leuchtkugeln verglommen. Immerzu beherrschte sein Denken die Vorstellung: Wenn sie nicht durchkamen, würden die anderen die Flanken zubiegen, und so würden seine Leute eingekreist. Weiß der Teufel, was dann!
„Weiß der Teufel", flüsterte Samjatin vor sich hin. Sein Mantelsaum war durchnäßt und schlug ihm schwer gegen die Knie. Unter seinen Stiefeln schmatzte der Schlamm. Man mußte schneller gehen, aber warum bummelten die da hinten wieder?
Erneut rief er:
„He, Rogowik! Hör mal, was ist denn da wieder los? Was kriecht ihr nur wie die Schnecken?"
Rogowik war irgendwo weit hinten und antwortete nicht mal. Rasch schritt der Leutnant, die Soldatenkette umgehend, an das Ende der Reihe.
„Was ist hier los bei euch?" fragte er, als er auf den Oberfeldwebel zukam, der vor einem am Wegrand sitzenden Soldaten stand.
„Warum bleiben Sie zurück?"
„Ist wieder der Matwejew, Genosse Leutnant", sagte Rogowik heiser und wies auf den sitzenden Soldaten. „Die Füße hat er wundgerieben. Kann kaum vorwärtskrauchen. Wegen ihm bleiben alle zurück."
Matwejew saß zusammengekrümmt am Wegrand und wechselte seine Fußlappen. Samjatin konnte im Dunkeln sein Gesicht nicht erkennen. Ist wohl einer von den Neuen. Da schicken sie einem die reinsten Milchbärte... dachte er bei sich, laut aber fragte er erbost:
„Was hast du da am Fuß?"
„Wundgerieben, Genosse Leutnant. Kann überhaupt nicht laufen", sagte der Soldat.
„Wieso hast du dir nicht eher überlegt, wie



Illustration: Gerhard Rappus

man seine Fußlappen wickelt? Haben wir nun Krieg oder spielen wir bloß Soldaten? Und wenn's barfuß ist, weiter müssen wir . . ."
„Ich kann nicht, Genosse Leutnant . . ." wiederholte der Soldat bekümmert.
„Was redest du da für Unsinn?! Der Faschist ist uns auf den Fersen, und du . . ." empörte sich Samjatin. „Aber 'n bißchen dalli!"
Der Soldat winkte gleichgültig ab.
„Gehen Sie nur, Genosse Leutnant, ich werd' schon irgendwie hintippeln . . ."
Einen Moment schwieg der Leutnant verblüfft, dann wandte er sich an den Oberfeldwebel und sagte:
„Hör mal, Rogowik, du gehst jetzt vornweg. Zur Linken kommt jetzt Filino, und wir gehen geradeaus den Weg lang, durch die Furt. Ich bilde den Abschluß . . ."
Als der Oberfeldwebel gegangen war, setzte sich der Leutnant neben den Soldaten und half ihm, die Fußlappen neu zu wickeln.
„Rotznäsige Teufel", knurrte Samjatin, der dem Soldaten Matwejew nun den Fußlappen fester wickelte. „Muttersöhnchen ihr . . . Können sich nicht mal richtig die Füße schützen. Na, fertig. Aufstehen!"
Der Soldat stand auf und stapfte schwerfällig hinkend den Weg entlang. Nach einigen Schritten blieb er wieder stehen.
„Ich kann nicht, Genosse Leutnant. Kann eben nicht", flüsterte er hitzig. „Das ganze Bein brennt mir. Gehen Sie ruhig, ich komme schon irgendwie hin . . ."
Schwupp-schwupp-schwupp vernahm man die Stiefeln der Soldaten immer dumpfer und ferner vor ihnen. Ihre Kette entfernte sich immer weiter.
„Ich kann nicht", wiederholte Matwejew.
Der Leutnant stand neben ihm und lauschte auf etwas. Plötzlich zuckte er vor und packte den Soldaten mit der Linken beim Kragen. „Was redest du da, hm? Überlegst du, was du für Unsinn faselst, du Lump?" Seine zornblitzenden Augen näherten sich dem Gesicht des Soldaten, der eher fühlte als sah, wie die Hand des Leutnants nach der Pistolentasche griff.

„Aber losmarschiert! Hörst du, marschier . . . Wenn nicht, erschieß ich dich. Hörst du?!“ Der Soldat seufzte schwer und tappte vorwärts, mit den krummen Beinen humpelnd.
„Schneller, schneller, hörst du, aber los!“ herrschte ihn der Leutnant von hinten an. Matwejew spannte alle Kräfte an und zog den Kopf ein, er strauchelte, glitt aus und richtete sich wieder auf. Und hinter ihm klang immer wieder das unerbittliche:
„Noch schneller! Hörst du, schneller!“
Bald hatten sie die Kolonne eingeholt. Als sie das Dorf Skokowo hinter sich hatten, war Matwejew schon soweit hergestellt, daß er nicht mehr zurückblieb.
Da rief der Leutnant wieder den Oberfeldwebel zu sich:
„Rogowik, he, Rogowik! Geh wieder an deinen Platz. Ich marschiere voran.“
Samjatin preßte mit der Linken die Kartentasche an sich und überholte fast im Laufschritt die Soldatenkette, dann, als er die Spitze der Kolonne erreichte, wandte er sich um und sah die auf dem Weg marschierenden erschöpften Männer an, fiel in Gleichschritt mit ihnen und schritt wieder an der Spitze, wie sich das für einen Kommandeur auf dem Marsch gehört.



Es war noch dunkel, als sie in dem Dorf Lasanki anlangten. Der Regimentskommandeur wies ihnen eine Kate zu, in der sie rasten konnten. Samjatin teilte die Posten ein, gab streng die Parole durch, dann legte er seinen Mantel ab, öffnete ein wenig den Blusenkragen und ließ sich in die Ecke fallen, wo ihm Rogowik etwas Heu zurechtgemacht hatte.
Etwa in der zehnten Stunde wurde er wach und lag lange da, die Augen gegen die Decke gewandt. Die Kate war leer, nur am Ofen saß ein blutjunger blonder Soldat und reinigte sein Gewehr. Er hatte die einzelnen Teile des Gewehrschlosses auf den Knien liegen, nahm sie nacheinander und reinigte sie sorgfältig mit einem Wergfetzen. Mit zusammengekniffenen Augen besah er sie prüfend und legte sie dann wieder sorgsam auf die Knie zurück. Er schien ganz von seinem Tun in Anspruch genommen und nichts um sich herum zu bemerken, aber dann und wann fühlte der Leutnant seinen finsterkonzentrierten Blick auf sich ruhen. In diesem Blick lag etwas Heimliches, das ihn bald an Furcht, bald auch an Neugier gemahnte.
Ich kann mich an keinen dieser Milchbärte erinnern, dachte der Leutnant ärgerlich und schaute den Soldaten an. Der ist wohl auch von der letzten Verstärkung.
„Wo ist Rogowik? Und die übrigen?“ fragte er schließlich den Soldaten.
Der raffte rasch die Einzelteile auf den Knien zusammen, stand auf und antwortete deutlich und laut, wie beim Exerzieren: „Oberfeldwebel Rogowik hat allen befohlen, zur Küche zu gehen. Mich ließ er als Stubendienst zurück . . .“
Der Leutnant schaute sich den Soldaten genauer an. Eine bekannte Stimme. Na, das war doch Matwejew! Er erinnerte sich an die vergangene Nacht, da sie über das Stoppelfeld gegangen waren und er gefürchtet hatte, man könnte sie einholen und den Kessel schließen, und wie er diesem Soldaten gedroht hatte, ihn zu erschießen, obwohl er seine Drohung natürlich niemals wahr gemacht hätte.
Der Soldat trat noch ein wenig von einem Bein aufs andere, er wußte nicht was tun, dann lächelte er urplötzlich und jungenhaft den Leutnant an und setzte sich wieder auf den Fußboden, wo sein Gewehr und sein Tornister lagen.
Spöttisch fragte Samjatin:
„Na, hast du ein bißchen verschnauft?“
„Verschnauft hab ich“, sagte Matwejew leise.
„Was macht das Bein?“
„Es geht, Genosse Leutnant“, versetzte Matwejew noch leiser.
Samjatin langte aus der Tasche ein Päckchen Machorka und erging sich, während er mit ungefügen gelben Raucherfingern eine Zigarette drehte, in bedächtigen Belehrungen: „Auf dem Marsch ist immer die Hauptsache, daß der Fuß ordentlich eingewickelt ist. Vielleicht hast du noch nicht allzuviel laufen müssen bisher. Bist wohl in der Stadt aufgewachsen? Immer per Straßenbahn und in Bussen herumgekurvt, wie? Aber ich bin mitunter im Dorf oder auf dem Feld Tag und Nacht auf den Beinen gewesen. Da humpelt man was zusammen, so viel hast du im ganzen Leben noch nicht ausgehalten. Woher stammst du denn?“
In den blauen Knabenaugen Matwejews zitterte etwas, er senkte den Kopf und antwortete, nun schon ganz dumpf und verlegen beiseite sehend:
„Ich komme nicht aus der Stadt, Genosse Leutnant. Bin ganz aus der Nähe . . . Hier, aus der Smolensker Gegend.“
Der Leutnant starrte ihn eine Weile an, in seinen Augen, die bisher lebhaft und gütig gewesen, tauchte ein Schatten auf. Stille lastete über der Kate. So also steht es! Aus der Smolensker Gegend bist du, dachte Samjatin. Bist hier in der Nähe zu Hause, hier liegt also dein Dorf . . . Was also wolltest du Hundesohn denn machen in der letzten Nacht?! — Des Leutnants Lider senkten sich, hinter denen die Augen kalt und matt blitzten. Doch Samjatin war in seinem innersten Wesen ein gutmütiger Mensch, der viel im Leben gesehen hatte; deshalb gab er seinem Verdacht keinen Raum. Ist noch jung, der Grünschnabel . . . Er seufzte tief und sagte, seine Selbstgedrehte auf dem Fußboden austretend, als sei gar nichts zwischen ihnen geschehen und als habe es die letzte Nacht überhaupt nicht gegeben:
„Bald geht's wieder weiter, Matwejew. Ich rate dir: wickle die Füße recht fest ein!“
Matwejew hielt den Kopf noch immer gesenkt und sagte leise:
„Danke, Genosse Leutnant.“
„Danke wofür?“ brummelte der Leutnant. „Schon gut . . .“
Ihnen beiden war alles klar. Und sie vertrauten einander auf Soldatenart.



Kein **Engels** in der Bibliothek!

Entdeckungen in einer Nachrichteneinheit, aufgeschrieben von Rolf-Peter Bernhard

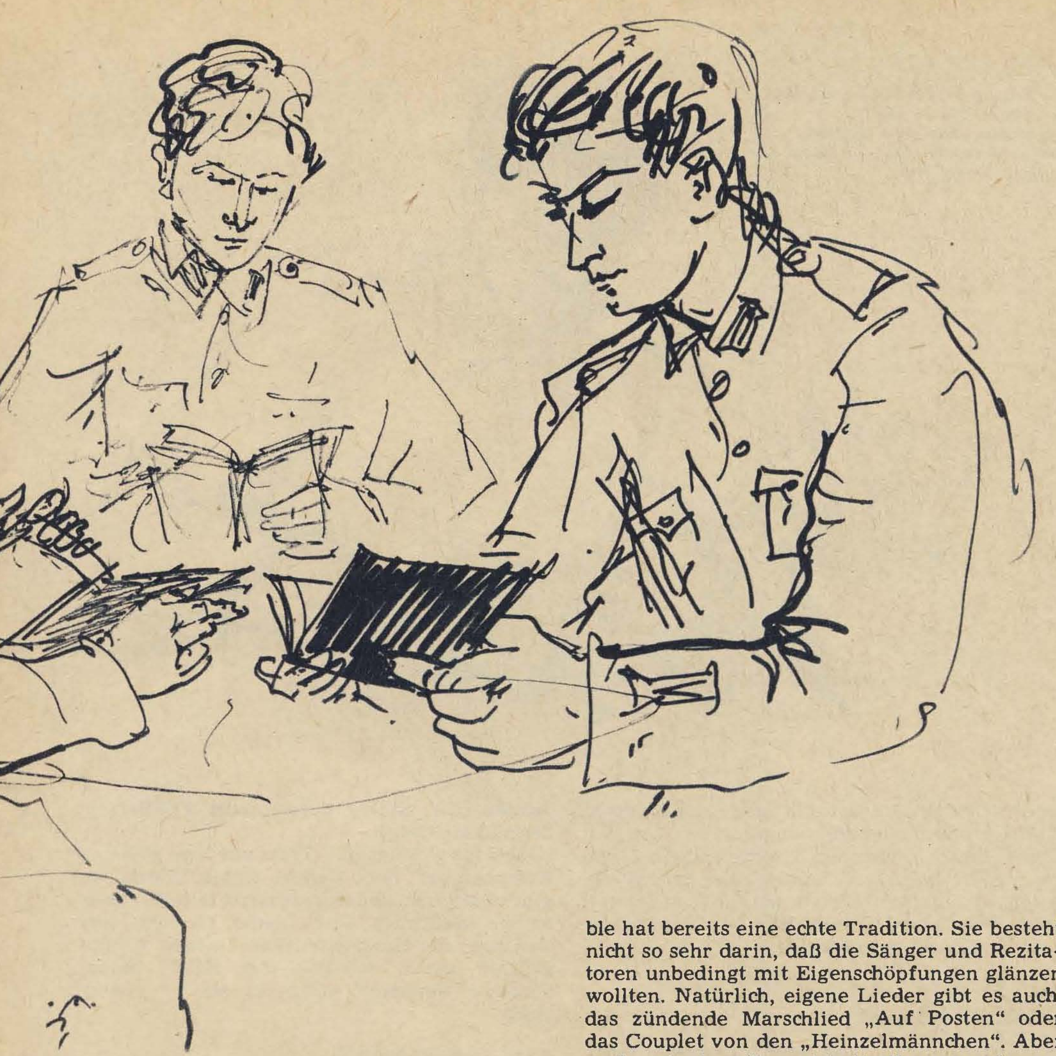


Das gibt es also – in der Stabsbibliothek des Grenzverbandes Beuthe ist nicht ein einziger Band des so umfangreichen und vielseitigen Werkes von Friedrich Engels zu haben! „Kein Buch?“ frage ich und will es nicht fassen.
„Nicht einmal eine Broschüre“, gesteht die Bibliothekarin mit fester Stimme. „Doch da ist eine Mappe mit Publizistik über Engels. Einen Moment, bitte.“
Sie geht an ein Regal und greift ins Leere. Hinter der dunkelrandigen Brille, die eben noch den gespielten Ernst unterstrich, sprüht der Schalk in Edith Königs Augen. „Ob Sie es mir glauben oder nicht – alles, was wir von oder über Friedrich Engels besitzen, ist ausgeliehen. Selbst meine kleine Ausstellung zum 150. Geburtstag unseres Klassikers haben mir die Soldaten geplündert.“
„Die Soldaten?“ Wieder bin ich verblüfft. In einer Stabsbibliothek vermute ich zuallererst Offiziere.
„Ja, die Soldaten“, sagt die Genossin Reserve-Feldwebel. „Drei Räume weiter treffen sie auf zwei von ihnen.“

Die militante Unbekannte

„Soldat Rühle.“ Der hochgewachsene blonde Genosse reicht mir die Hand. Sogleich taucht hinter den Buchbergen, die sich auf zwei Tischen türmen, ein Schwarzkopf auf. „Soldat Neumann, bitte, nehmen Sie Platz.“

Nun sitze ich zwei jener Soldaten gegenüber, die in der Bibliothek die Engelsbände „requirierten“. Sie arbeiten an einer wissenschaftlichen Konzeption, der Grundlage für das Friedrich-Engels-Programm des Singeklubs „Hermann Jahn“.
Günther Neumann ist Rundfunkreporter am Sender Weimar, Johannes Rühle wissenschaftlicher Assistent am Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED. Es ist ihnen anzusehen, daß ihnen die ohnehin rare Soldatenfreizeit unter den Nägeln brennt. In wenigen Tagen muß die Konzeption von den Jugendfreunden der Kompanie bestätigt werden, und dann heißt es, sie in kameradschaftlichem Streitgespräch vor dem Stab des Verbandes zu verteidigen.
„Dies ist bereits die zweite Fassung“, bemerkt Soldat Rühle, „die ‚militante‘, mit dem Arbeitstitel ‚Sie nannten ihn General‘. Die erste Ausarbeitung haben wir verworfen, weil sie nicht dem Charakter unseres kleinen Ensembles entsprach.“

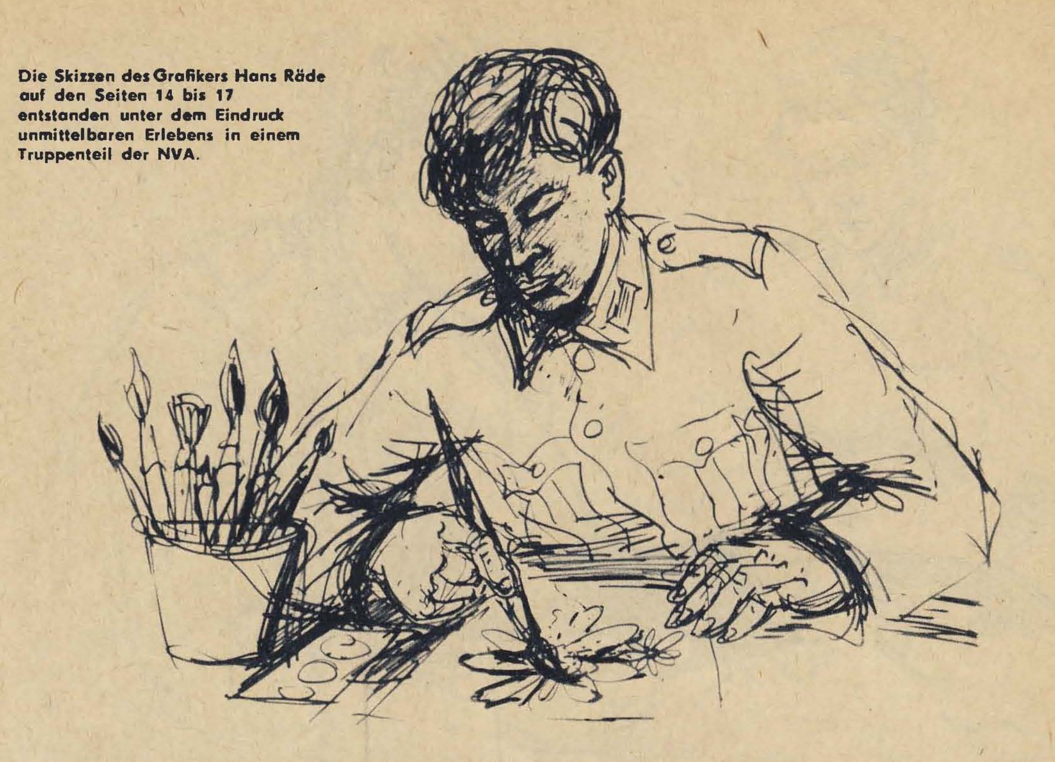


„Wir hatten uns ein zu allgemeines, ein zu allbekanntes Engelsbild entworfen", gesteht Soldat Neumann. „Ganz offen: Wir hatten es uns doch etwas zu leicht gemacht."
„Nun stand auch ich vor der ‚militanten Unbekannten', obwohl ich wissenschaftliche Arbeiten über Friedrich Engels mitverfaßt hatte. Mit Erschrecken stellte ich fest, daß ich zu wenig wußte über den bedeutenden Militärtheoretiker Friedrich Engels. Doch unsere Vorgesetzten halfen uns. Mir wurde erlaubt, die Nachtruhe um zwei Stunden zu verkürzen, und der Sonntag gehörte auch dem Studium."

Getreu der Tradition

Der Singeklub „Hermann Jahn" der Nachrichtenkompanie Röder hat im Kommando der Grenztruppen einen Namen. Seine literarisch-musikalischen Programme zum 20. Jahrestag der DDR und zum 100. Geburtstag Lenins haben von sich reden gemacht.
Das erst zwei Jahre bestehende Kleinstensemble hat bereits eine echte Tradition. Sie besteht nicht so sehr darin, daß die Sänger und Rezitatoren unbedingt mit Eigenschöpfungen glänzen wollten. Natürlich, eigene Lieder gibt es auch, das zündende Marschlied „Auf Posten" oder das Couplet von den „Heinzelmännchen". Aber noch mehr bemühen sich die Genossen darum, altes, fast in Vergessenheit geratenes Liedgut aufzuspüren und in das Repertoire aufzunehmen.
Hauptmann Dietrich Röder, als Kompaniechef zugleich Leiter des Singeklubs, weiß da eine hübsche Geschichte zu erzählen: „Als wir uns Gedanken über unser Leninprogramm machten, kamen die Genossen Peter Uhlig und Dieter Mehlhase auf die Idee, ein ‚eigenes' Leninlied zu suchen. In der Bibliothek eines befreundeten sowjetischen Truppenteils ‚gruben' sie nach verstaubten Liederbüchern und – fanden ein Lied, das vom Text und von der Musik her großartig ist. Mit wahrer Begeisterung studierten wir es ein." Genosse Röder lebt in seiner Erinnerung voll auf. „Ich bin nicht seit heute und gestern Soldat, und mit den Freunden war ich ungezählte Male beisammen. Aber unser Leninprogramm – die Sonderfassung bestand aus Liedern, Gedichten und Texten in russischer Sprache mit deutschen Liedern gemischt – brachte mir ein einmaliges Erlebnis. Es war das alte, neue Leninlied, ‚Lenin lebt immer', das uns einen bisher ungekannten Beifall

Die Skizzen des Grafikers Hans Räde auf den Seiten 14 bis 17 entstanden unter dem Eindruck unmittelbaren Erlebens in einem Truppenteil der NVA.



brachte, das wir an Ort und Stelle mit unseren Waffenbrüdern einstudieren mußten."
Getreu dieser arteigenen Tradition suchen nun die „neuen" Hermann-Jahn-Sänger nach revolutionären Liedern des vergangenen Jahrhunderts, die von der Wahrhaftigkeit des internationalen Proletariats künden.

Le chent du départ

Die Soldaten Rühle und Neumann stehen nicht allein da. Gefreiter Hans-Joachim Hertel spielt am Klavier die aufgespürten Lieder, Soldat Withold Schefczyk geizt nicht mit fundierten musikalischen Hinweisen. Und auch Hauptmann Hans Freund, Politstellvertreter der Kompanie, gesellt sich zu vielen Abendstunden hinzu.
Es wird ein Lied gefunden, „Le chent du départ" – das Lied des Aufbruchs. „Als ich in den vielen Liederbüchern blätterte", erinnert sich Gefreiter Hertel, „stieß ich auf dieses Fanal der Pariser Kommunarden. ‚Hört her', bat ich, ‚so beginnt der Refrain: ‚Dir, Republik, treu ergeben . . .' "
„Nur das ‚Frankreich' brauchte man zu ersetzen, und es wäre für uns geschrieben", behauptet Soldat Beyer.
Jochen Hertel greift in die Tasten. Nicht nur der Text ist anspruchsvoll, auch die Melodie ist es.
„Das nehmen wir!" ruft Hannes Rühle. „Ein besseres Zeitdokument für 1871 finden wir so schnell nicht wieder!"
Und wieder blättert der eine in Herweghs Gedichten, der andere durchforscht Freiligrath, der nächste Heine.
„Gäb's für Freiligraths ‚Trotz alledem' nur eine Komposition", fleht Hannes Rühle. „Doch, die gibt's", sage ich, und nach zwanzig Minuten finde ich sie tatsächlich. Gute Lieder, Gedichte und Gesänge, die Hunderttausende in den Kampf geführt haben, behalten ihre Kraft. Soldat Günther Neumann vermerkt sie in seinem Buch.

Kultur schafft Einsen

Dieser Neumann hat's in sich. Kürzlich erst hat er es bewiesen. Als Rundfunkmann fluchte er nicht selten über die Strippenzieher, wenn es an der Tonqualität haperte. Heute zieht er ähnliche Strippen.
„Stimmt es, daß Sie zu den besten Soldaten der Kompanie gehören?"
Ein Reporter wird verlegen.
„Na, stimmt's?"
„Es stimmt, daß wir kürzlich die Norm um 66 Minuten unterboten haben."
„Gleich um 66 Minuten?"
Der Soldat nickt.
„In der ersten Phase der Übung mußten wir ein vier Kilometer langes Feldkabel legen, und das unter gefechtsnahen Bedingungen. Wir minderten die Normzeit um ein volles Drittel. Für die Fehlersuche brauchten wir kein Viertel der Zeit, für den Abbau der Leitung keine zwei Drittel."
„Das ist noch nicht alles", wirft Soldat Rolf Pietraszek ein, der zum gleichen Bautrupp gehört. „Genosse Neumann hat mindestens acht

Kilometer im Laufschritt zurückgelegt. Es regnete, und der Boden im nebligen Wald war sehr schwer. Hinzu kam, daß wir etliche Wege zu überbauen hatten." „Ja, wir hatten uns eben vorgenommen, die ‚Kiste voll zu öffnen'. Wir wollten beweisen, daß der ‚Kulturtrupp' Einsen bringen kann."

Kulturtrupp = Kandidatentrupp

Es lohnt sich, den Bautrupp a des Unteroffiziers Silvio Acker gründlicher „abzuklopfen". In diesem Trupp ist, wie man so schön sagt, immer etwas los.
„Neulich, beim Schießen hatten wir Pech", erzählt der Truppführer. „Klar, unsere gute Eins haben wir gehalten, aber – zwei von uns verfehlten die Schützenschnur um einen einzigen Ring. Ach, war das ärgerlich!"
„Wie sind denn die Leistungen Ihres Trupps?"
Silvio Acker wird verlegen, sein Gesicht rötet sich. Er will nicht mit der Sprache heraus.
„Darf ich den Genossen Neumann hinzuholen?" weicht er aus.
Ich weiß längst, daß die Erfolge des Trupps auf das Können und auf die Autorität des so jungenhaft wirkenden Unteroffiziers zurückzuführen sind. Und er hat seinen Charakter beweisen müssen. Als gelernter Feinblechner wollte er Flugzeugmechaniker werden. Mit diesem Wunsch war seine Soldat-auf-Zeit-Verpflichtung verquickt. Aus dem Mechaniker wurde nichts. Auch die Wünsche, Fernschreiber oder Funker zu werden, erfüllten sich nicht. Drei bittere Enttäuschungen rüttelten ihn durch, er aber wurde, laut Zeugnis seiner Soldaten und Offiziere, *der* Unteroffizier. Erst seit wenigen Wochen führt er den a-Trupp. Und nun die Leistungen:
„Polit?"
„Für den Politunterricht kann es keine Normen geben. Behauptet wird, wir wären sehr gut. Das müssen wir aber erst beweisen. Die Genossen Neumann und Pietraszek bereiten sich auf das Abzeichen ‚Für gutes Wissen' in Gold vor, Genosse Kallmeyer will das bronzene Abzeichen, ich das silberne erwerben."
„MKE?"
„Sturmbahn – Note 1,4, 3000-m-Lauf – 1,3, Kraftsport – 1,3."
„Schutzausbildung?"
„1,0!"
„Schießen?"
„1,25!"
Parteisekretär Hauptmann Hans Freund hört die Bestentafeldaten mit und stellt eine Frage, äußerst knapp, aber verständlich: „Und?" „Soldat Pietraszek ist vor wenigen Tagen als Kandidat in die SED aufgenommen worden, Soldat Neumann holt die Bürgenunterschriften ein", sagt Silvio Acker.
„Und Sie?" frage ich. Ein offenes Lächeln gibt mir Antwort. Wartet er auf den Tag, da alle Genossen seines Trupps das Bestenabzeichen tragen werden und sein Kampfkollektiv den Bestentitel?



Die Parteilichkeit der Parteilosen

Silvio Ackers Name steht unter einem Dokument, das in allen Grenzkompanien des Verbandes Beuthe bekannt ist. Es ist der Plan des Klubrats der Nachrichtenkompanie Röder für die Monate September/Oktober 1970, auch Waffenbrüderschaftsplan genannt.
Rund zwanzig interessante, vielseitige, lehrreiche Veranstaltungen für 43 Tage, nicht aufgezählt die Sportereignisse, nicht berücksichtigt die beiden wöchentlichen Proben des Singeklubs.
Hier eine knappe Auswahl: Matinee mit Filmen des Armeefilmstudios unter dem Motto „Parade der Waffenbrüderschaft", Problemdiskussion mit Unteroffizieren über das Thema „Warum müssen wir die sowjetische Kriegsliteratur mehr für die klassenmäßige Erziehung nutzen?", Besichtigung des Museums des Ruhmes und der Ehre des sowjetischen Brudertruppenteils, „Quiz im Klub" – „Wer kennt die Heimat unserer sowjetischen Waffenbrüder?", Buchlesung „Panzer greifen an", Liederabend – wir lernen „Im Regiment nebenan", Kampfmeeting mit unseren sowjetischen Waffenbrüdern – „Freunde treffen sich mit Freunden"... „Dieser Plan ist ein Kollektivwerk. Hauptmann Röder hat daran mitgearbeitet, der Parteisekretär, der FDJ-Sekretär, der Klubrat, die Leitung des Singeklubs, der ASG-Vorsitzende. Und weil es so ist, trägt auch jeder eine ganz konkrete Verantwortung – Soldaten, Truppführer, Zugführer, die Offiziere der Kompanieleitung", erläutert Unteroffizier Acker. „Kommen Sie bitte nicht auf den Gedanken,



Nachdenken in der Pause; Kollektivarbeit des Zirkels „Malende Soldaten", Grenzbrigade Meiningen.

daß wir nur zum Manöver ‚Waffenbrüderschaft' einen solchen Plan erarbeiten. Bei Hauptmann Dietrich Röder gilt das geistig-kulturelle Leben als ein Fundament der militärischen Leistungen."

Sie nennen ihn „Enno"

Alle, die Soldaten, die Zugführer, der Politstellvertreter, die Offiziere des Stabes nennen Hauptmann Röder nur „unseren Enno". Erstmals mag die Namensvetterschaft mit dem bekannten Skisportschrittmacher den Ausschlag für den Uznamen gegeben haben. Heute bedeutet das „Enno" viel mehr.

Gleich welche Handfeuerwaffe Dieter Röder auch in die Hand nimmt, es purzeln die Zehnen. Für den Tastfunker ist er der Meister wie für den Fernschreiber oder den Bautruppler. Er ist unbestechlich in der Auslegung der Dienstvorschriften und deshalb gerecht.

Im Fernstudium bereitet er sich auf seinen Ingenieur vor, während seine Frau an der Dissertation arbeitet — trotz der Kinder. Und... „Unser Hauptmann kennt jeden Soldaten mit seinen starken und schwachen Seiten. Über voreilige Einschätzungen kann er sehr böse werden, erst recht über jede Voreingenommenheit", weiß Genosse Neumann. In diesem Zusammenhang fällt der Name Withold Schefczyk.

Withold Schefczik ist ein begabter Geiger. Während seiner Dienstzeit, genauer gesagt, während seiner Freizeit bereitet er sich auf das Vorspiel für die Aufnahme in das Gewandhausorchester Leipzig vor. Hauptmann Dietrich Röder begriff die psychische Belastung dieses Soldaten, der sich fürchtete um die bogenführende Hand.

Es gab Auseinandersetzungen, selbst mit Hauptmann Freund, der die Probleme des künstlerischen Leiters des Singeklubs nicht begriff. Genosse Röder geht von der Erkenntnis aus, daß niemand als Soldat geboren wird. Er liebt die Musiker auch „egoistisch", weil sie fast ausnahmslos gute Funker werden.

„Genosse Schefczik ist ein sensibler Mensch, sonst wäre er wohl auch nicht ein so begabter Musiker, der sich einen Platz in einem weltberühmten Orchester erworben hat. Wir erwarten von ihm vorbildliche Pflichterfüllung, haben aber auch dafür Sorge zu tragen, daß seine Hand nicht unnötigen Belastungen ausgesetzt wird."

Das Gesicht des Hauptmanns wird ernst. „Sorgen bereiten mir weit mehr meine Zugführer. Seit ich befohlen habe, daß die Mitglieder des Singeklubs dienstags und donnerstags vom 24-Stunden-Dienst zu befreien sind, damit die gemeinsamen Proben gewährleistet werden, erfahre ich immer wieder, daß diese Genossen kaum noch einen Sonntag haben. Objektive Schwierigkeiten? Bewiesen werden kann, daß beim Gebrauch von Herz und Verstand Gerechtigkeit möglich ist und weder die Angehörigen des Singeklubs noch die anderen Genossen benachteiligt zu werden brauchen. Wo setzen wir uns darüber auseinander? In meinem Dienstzimmer? Die Parteiversammlung ist der richtige Ort. Und wenn durch die Arbeit am Friedrich-Engels-Programm, durch die Arbeit im Klubrat zwei hervorragende Soldaten für die Partei gewonnen werden konnten, dann frage ich mich, wo noch Gegenargumente wachsen könnten?"

Ehrlichen Herzens Soldat

Die vielseitigen, umfangreichen, verantwortungsvollen Aufgaben einer Nachrichtenkompanie der Grenztruppen kann nur der voll einschätzen, der mit der Situation vertraut ist. Aber ausgerechnet eine solche Kompanie ist Schrittmacher. Das ist darin begründet, daß hier ein jeder Genosse ehrlichen Herzens Soldat ist.

Und da nichts hingesprochen werden darf ohne Beweis, stenografiere ich den Lebenslauf des Gefreiten Olaf Graf: Lehrersohn, Elektromechaniker mit Abitur, Berufsziel — Ingenieur für Wissenschaftlichen Gerätebau bei Carl Zeiss Jena. GST-Amateurfunker, ehemals Biathlonläufer beim ASK Oberhof. Beendet Funkeraus-

bildung mit der II. Qualifizierungsstufe. Vorfristig Gefreiter und Bestenabzeichen. Heute Sänger im Hermann-Jahn-Singeklub, Pianist aus Leidenschaft, Gitarrist – Funker, Kraftfahrer. Nach wie vor bester Funker der Kompanie, fast unübertreffbar.

„Wir alten FDJler hatten immer ein Ziel vor Augen, sonst hätte es leicht geschehen können, daß wir vor den Schwierigkeiten resignierten", erklärt Hauptmann Dietrich Röder. „Eine bessere Freizeitgestaltung als die Mitarbeit in einem Singeklub gibt es für mich nicht. Deshalb wird dieser Klub von mir wie mein Augapfel gehütet. Und es gibt auch keine bessere Erziehung und Bildung, als die Mitarbeit im Klubrat oder für den Klubrat. Gestern war es das Leninprogramm, heute ist es die Friedrich-Engels-Konzeption, morgen sind es die Pläne für die Würdigung des 15. Jahrestages der NVA, des 25. Jahrestages des Vereinigungsparteitages, des 25. Jahrestages der FDJ, die viele Genossen meiner Kompanie auf den Plan rufen.

Sie haben es selbst erfahren, mit welcher Intensität das Leben und das Werk Friedrich Engels durchforscht wird. Das ist bei uns auch das Ergebnis wohlüberlegter kultureller Massenarbeit, die keiner unterschätzen sollte – trotz der zusätzlichen Probleme die der Schicht- und Dienstbetrieb in einer Einheit der Grenztruppen mit sich bringt."

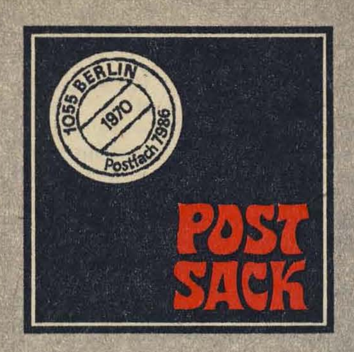
Und auch Unteroffizier Manfred Heinemann, jüngster Soldat der Kompanie und ihr FDJ-Sekretär, hat ähnliche Erkenntnisse erworben. „Unser Dienst ist hart und schwer; denn wir haben zu jeder Stunde Berührung mit dem hinterhältigen, heimtückischen Klassenfeind. Da kann man die Freizeit einfach nicht vertun, da muß man sie sinnvoll nutzen. Und ich bin ehrlich genug, um zu sagen, in die Funktion des FDJ-Sekretärs bin ich vor allem auch deshalb so schnell hineingewachsen, weil ich dazu erzogen wurde, mich mitverantwortlich zu fühlen für den Erfolg jedes Theaterbesuchs, jeder Exkursion, jedes Sportvergleichs, jeder Singeklubprobe."

Die Grenzsoldaten der Nachrichtenkompanie Röder sind ehrlichen Herzens Soldat. Das Lied das sie singen, kommt tief aus dem Herzen, das Gedicht, das sie sprechen, ist nicht nur einstudiert, die Szene, die sie spielen, ist nicht einfach nur gespielt.

„Wir sind Soldaten der Arbeitermacht, und wir stehn an den Grenzen des Landes . . ." – das ist für Hauptmann Röder wie für seine Soldaten nicht nur der Anfang eines Liedes. Sie leben dieses Lied.

Hans Räde: Nach dem Manöver.





Klinischer (Film-)Befund

Wir sind Schwesternschülerinnen des Klinikums Berlin-Buch. So ganz aus langer Welle sahen wir uns den Film „Hart am Wind" an. Wir sagen nur: Toll, was unsere Jungs der NVA leisten. Sehr viel wird von ihnen verlangt, aber es muß doch auch ein schönes Gefühl sein, den Frieden zu schützen. Man kann nur sagen: Mehr Filme über unsere Soldaten!
Die Schwestern Heidi, Anke, Sabine und Ute

„Regimentskommandeur" für 9,50 M

Major Walter Flegel, so erfuhr ich, soll einen neuen Roman über die NVA geschrieben haben. Teilt doch bitte mal Näheres darüber mit.
Oberleutnant Kreißing, Torgelow

„Der Regimentskommandeur" ist sein Titel. In diesem Entwicklungsroman aus dem Armeemilieu steht ein junger Offizier im Mittelpunkt, der nach seinem Akademiestudium als Kommandeur eines Truppenteils eingesetzt wird. Das Buch erscheint im 1. Quartal 1971 im Deutschen Militärverlag und wird voraussichtlich 9,50 Mark kosten.

Sich selbst überwinden

Ich finde, daß es sich auch VP-Oberleutnant Striegler mit dem „Revolutionär" etwas zu leicht gemacht hat (Postsack 8/70). Man könnte nämlich den Spieß auch umdrehen und sagen, daß es doch einfacher ist, ein bestimmtes Verhalten dann einzuhalten, wenn dahinter die Gefahr Gefängnis und ähnliche „Errungenschaften" der kapitalistischen Klassengesellschaft stehen. Ist es aber nicht viel schwieriger, eine solche Haltung auch dann einzunehmen, wenn kein äußerer Zwang, sondern nur der „innere Schweinehund" zu überwinden ist? Jeder hat das in seinem Leben schon erfahren müssen oder wird es noch. Ist es vielleicht weniger revolutionär, die Aufgabe der Partei der Arbeiterklasse – überholen, ohne einzuholen – in historisch kürzester Frist zu lösen?
Hauptmann d. R.,
Dipl.-jur. Woiczyk, Berlin

Übergangsgeld

Gibt es noch das Übergangsgeld für Soldaten, die sich länger verpflichten?
Gefreiter Bettsmann, Schwerin

Ja. Ein Wehrpflichtiger, der sich nach seinem 18monatigen Grundwehrdienst zum weiteren aktiven Wehrdienst als Soldat auf Zeit entschließt, erhält ein einmaliges Übergangsgeld von 1500,– Mark.

Reservisten-Verdienstmedaille?

Es wurde über die Einführung einer „Verdienstmedaille für Reservisten" gesprochen. Ab wann gibt es sie, und wo sind die Bedingungen für die Verleihung nachzulesen?
Leutnant d. R. Hunger, Weimar

Da hat man Ihnen offensichtlich einen Bären aufgebunden, denn eine derartige Medaille gibt es nicht.

Pioniere in Marineblau

Welche Aufgaben haben die Pioniere bei der Volksmarine?
Ralph Wischer, Berlin

Sie werden im Spreng- und Sperrdienst, zum Bau von hafentechnischen Anlagen (Anlegern, Behelfsbrücken u. a.) sowie von Straßen, Wegen, Bunkern, Unterständen und Stellungen aller Art eingesetzt.

Wer viel fragt . . .

. . . kriegt viele Antworten. So wollen wir wenigstens hoffen, auch wenn wir hier nur eine Frage stellen: Welche Soldaten auf Zeit und Berufssoldaten haben Lust (und Ausdauer), für die aktuelle Umfrage des Soldatenmagazins auf „Stimmenfang" zu gehen, zu interviewen und zu recherchieren? Interessenten schreiben bitte an
Redaktion „Armee-Rundschau" 1055 Berlin, Postfach 7986.

Laufschüler beim ASK

Im Sommer durfte ich beim ASK Vorwärts Potsdam zusammen mit unseren besten Langstreckenläufern trainieren. Es war: 8, 9, 10, Klasse! Ich fand eine großartige Atmosphäre vor. Trotzdem die Leistungssportler mir haushoch überlegen waren und sich meiner nicht hätten anzunehmen brauchen, gaben sie mir manchen guten Tip. So eine Kameradschaft habe ich selten erlebt. Und was mich am meisten beeindruckte: Trotz alledem keine Hochnäsigkeit. Ein Hoch auch dem Küchen-





personal und dem Trainer Winkler. Unseren ASK-Athleten weiterhin viel Erfolg und alles erdenklich Gute.
Unteroffizier Oehme, Pinnow

Reserve ohne Ruh

Am 29. und 30. August standen in Göhren nicht allein der sonnenwarme Strand und die kühlen Fluten der Ostsee im Mittelpunkt des Interesses, sondern auch die vielseitigen Veranstaltungen, die an den „Tagen der Wehrbereitschaft" durchgeführt wurden. Das örtliche Reservistenkollektiv hatte in Zusammenarbeit mit dem Rat der Gemeinde, dem Wehrkreiskommando, dem GST-Kreisvorstand und der Einheit Thiessow von der Grenzbrigade einiges auf die Beine gestellt. Die Militärkonzerte, das militärpolitische Forum, KK- und Luftgewehrschießen (570 Teilnehmer!), die Sportturniere, Technikschau, Filmvorführungen, das Mittagessen aus der „Gulaschkanone" und nicht zuletzt der zünftige Reservistenball fanden großen Anklang. Unverständlich für uns jedoch, daß eingeladene Gesprächspartner zum Forum, wie aus den Dienststellen Dranske (Volksmarine) und Stubbenkammer (Grenzbrigade) sowie dem Rat des Kreises, ohne Entschuldigung fernblieben.
Oberleutnant d. R. Tobisch, Göhren

Für Literaturbeflissene

Im Postsack des August-Heftes las ich von der NVA-Buchgemeinschaft. Könnten Sie mir dazu bitte nähere Angaben machen?
Klaus Köhler, Oberloquitz

Der Interessent schließt mit dem Buch- und Zeitschriftenvertrieb, 102 Berlin, Rungestraße 20, einen Vertrag über ein Abonnement ab, welches halbjährlich (Januar–Juni oder Juli–Dezember) läuft. Er erhält eine Auswahlliste und kann für jeden Monat unter sechs Titeln wählen. Bezahlt wird beim Eintreffen des Buches; nach sechs Monaten gibt es einen Gratisband.

„Was zum Siegen gehört"

Aufmerksam habe ich dieses Interview mit Oberst von Witzleben gelesen (AR 8/70). Ich stimme seinen Ausführungen zu. Selten hat mich ein Film dieses Genres so nachhaltig beeindruckt wie „Befreiung". Neben Szenen von dokumentarischer Größe ist auch die psychologisch-emotionale Seite meisterhaft gelöst. Dieser Film ist lebendiger Geschichtsunterricht. Ich gehöre selbst zum Jahrgang 1926 und damit zu den Millionen junger Menschen, die damals von Hitler und seiner Irrlehre belogen und betrogen wurden, kenne also die Ereignisse aus eigener Anschauung.
Rolf Zechler, Meißen

Diesen Film muß man einfach erlebt haben! Allerdings sollten wir die jüngeren Besucher auf den Besuch sorgfältig vorbereiten und später mit ihnen auch den Film auswerten. Denn viele Details sind der heutigen Generation unverständlich.
Gerhard Pascholl, Leipzig

Großer Rundflug

Was versteht man in der Luftfahrt unter einer geschlossenen 100-km- oder 500-km-Strecke?
Gefreiter d. R. Schade, Jena

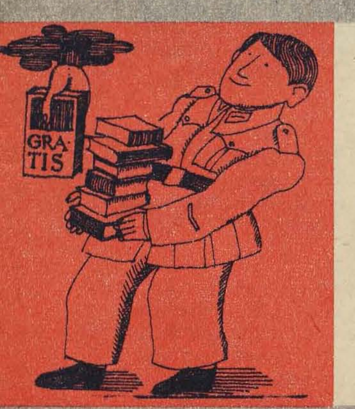
Das ist ein Flug zurück zum Startpunkt ohne Zwischenlandung. Derartige Strecken – die eine beliebige Form haben können – dienen zum Messen der flugtechnischen Leistungen, dabei sind die Flughöhen und die Wendemarken festgelegt. Gemessen wird ab einer bestimmten Flughöhe.

Schub-Probleme

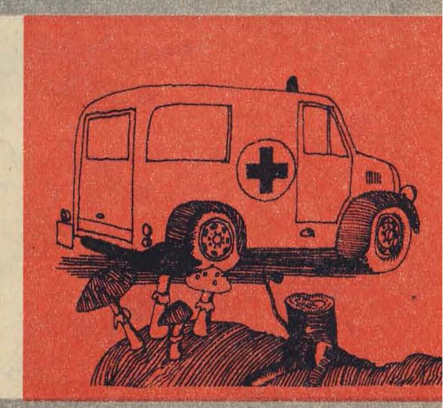
„Wenn ich ein Vöglein wär, flög ich dir hinterher..." seufzt Ihre Dame auf den Seiten 48 und 49 des Septemberheftes der 2 Mach-MiG hinterher. Na, da muß die Holde aber 'ne mächtige Düse haben, um das wahrzumachen!
Gefreiter Enzmann, Klietz

Helfer in der Not

Im August weilte ich mit einigen Schülern meiner Klasse auf dem Campingplatz in Taltitz. Als vier Schüler eines Nachts an einer Pilzvergiftung litten, half uns ein Armeeangehöriger, die Jugendlichen ins Krankenhaus zu bringen. Der Genosse heißt Andreas Urbitsch und leistet seinen Ehrendienst in Frankenberg. Ich wüßte gerne seine genaue







Anschrift, um ihm persönlich danken zu können.
Günther Schubert,
7233 Frohburg,
August-Bebel-Str. 51

Was außerdem noch so ankam

Auch am Ende dieses Jahres wieder eine Auswahl von amüsanten Zuschriften aus unserer Leserbriefmappe.

•

Liebe Mitarbeiter der Armee!
Sehr geehrter Postillion!
Liebe Jugendfreunde!
Lieber Soldaten-Postmeister!
Werter Fragen-Beantworter!

•

Könnte man nicht so etwas wie einen „Bombenabfangjäger" entwickeln?
K.-H. F., Neuenhagen

•

Die Bedingungen zum Erwerb des Bestenabzeichens und der Schützenschnur der NVA lassen erkennen, daß diese nicht mit der Kaltverpflegung an irgendeinem bedeutenden Tag ausgegeben werden.
M. K., Hennigsdorf

•

Wie oft muß oder kann es in der Woche Kompott geben?
W. H., Fürstenwalde

•

Warum gibt es für Mädchen keine Boxer- und Ringergemeinschaften?
U. S., Frankfurt

•

Kann ich damit rechnen, mich jetzt in der NVA operieren zu lassen, ohne dann als „Dünnbrettbohrer" seitens meiner Vorgesetzten angesehen zu werden?
H. K., Neubrandenburg

•

Nun sollte ja das Besucherzimmer in der Kaserne nicht gerade ein Séparée d'amour sein, aber könnte man hier nicht ein Auge zudrücken?
M. S., Neubrandenburg

•

Im Augustheft war die Fahne von Schenkendorf abgebildet. Wäre es Dir möglich, uns die andere Seite der Fahne zuzusenden?
L. B., Königs Wusterhausen

•

Da ich sehr viel fotografiere, habe ich schon viele Mädchen auf die Linse genommen.
M. L., Bautzen

•

Anbei ein Bericht über mein Meerschweinchen Jettchen. Falls Sie noch den kleinen Artikel verschönern wollen, ein Bild kann ich aber nicht mit hineinlegen.
M. P., Berlin

•

Leider tat er sehr schüchtern, mir ging es nicht anders. So konnten wir auch unsere Adressen nicht austauschen.
E. S., Groß-Laasch

•

Ich hätte gern gewußt, welche Bedingungen ein Mensch erfüllen muß, um militärpolitischer Kommentator Ihrer Redaktion oder des Rundfunks zu werden, wenn dieser nicht am Englisch-Unterricht teilgenommen und in Rechtschreibung und Grammatik die Note 5 hat.
E. S., Tangermünde

•

Ich bin im November zu meinem Ehrendienst eingezogen worden. Nun hatte ich das Schicksal und wurde im Dezember krank.
D. G., Weißenfels

•

Ich finde Euer Magazin einfach prima. Ich lese es sehr gern, wie die Soldaten den Tag herumbekommen.
H. P., Springen

•

Ab 1. Mai tragen wir den neuen Kampfanzug „Ein Strich – kein Strich, ein Strich – kein Strich".
W. H., Fürstenwalde

•

Und hätte am Ende meiner Lehrzeit nicht die Liebe dazwischen gefunkt, so würde auch ich jetzt das Ehrenkleid der NVA tragen.
B. R., Hohen-Viecheln

•

Wäre es Euch nicht möglich, in jedem Heft ein Beatbild zu zeigen?
H. T., Eberswalde

•

Mein Verlobter ist zur Zeit bei der Armee. Nun bekommt ja ein Mann keine Kinder, aber hier fängt die Sache schon an.
I. K., Wolgast

•

Gibt es eine Dienstvorschrift, in der festgelegt wird, daß Schnarcher ein besonderes Zimmer erhalten müssen?
O. P., Zeithain

•

Und natürlich sollte auch mal das Ministerium tüchtig unter die Lupe genommen und kritisch durchleuchtet werden.
K. L., Berlin

•

Stellen Sie sich vor: 3 m hoch der Zaun, glatte Eisenstangen, oben Spitzen – und da soll ich mir illegal Ausgang verschafft haben?
R. W., Leipzig



Vignetten: Klaus Ensikat





Verlag Das Neue Berlin, 1970, 310 Seiten, 7,80 M

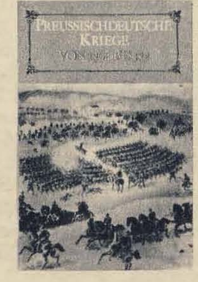
Harry Thürk: „Der Tiger von Shangri-La"

Zur Freude vieler Leser von Abenteuerbüchern: ein neuer Thürk. Thürks Grundthema: Südostasien. Selbstverständlich bei Thürk: spannende Handlung vor dem Hintergrund gewaltiger nationaler Befreiungsbewegungen; individuelle Geschichten, gegründet auf Wirklichkeiten in geschichtemachender Zeit. Da wird der Student Lao Yon, der in Bangkok studiert, beim Fernsehen Augenzeuge, wie sein Vater ermordet wird. Von einem Ami. Er erlebt die Tragödie als verniedlichenden Frontbericht eines eifrigen Reporters. Lao Yon macht sich auf den Weg in seine Heimat Laos, Rache fordert er, denn er weiß, daß das, was über seinen Vater und die Untat beschönigend gesagt wird, nicht stimmt. Sein Vater war laotischer Bauer, der es sich leisten konnte, seinen Sohn studieren zu lassen. Und nun dies. Lao Yon ist unterwegs, doch bald muß er einsehen, daß er Colonel Shute, den amerikanischen Mörder, wird nie vor sein Gewehr bekommen, benimmt er sich weiterhin wie ein Indianer auf dem Kriegspfad.

Lao Yon muß lernen, seinen Haß unterzuordnen unter ein größeres Ziel, denn er haßt ja nicht allein, er kämpft nicht allein. Lao Yon übernimmt einen komplizierten Auftrag, und er begegnet dem Colonel, der eine Special Forces-Bande kommandiert. Aber er tut ihm nichts. Von Rache ist nicht mehr die Rede, denn seine Aufgabe ist weitreichender; die Befreiung des Landes und Friede in ihm ist das Ziel. So hat Lao Yon sich einer Disziplin zu fügen, der er sich nach langer Überlegung freiwillig unterordnet. Lao Yon muß Schlimmes über sich ergehen lassen, aber zuletzt wird Shute sterben, nicht von Lao Yons Hand, doch wird man sagen können: Laos hat den Eindringling getötet.

Der Roman weckt mit seiner abenteuerlichen Handlung Sympathie und parteiliche Anteilnahme und leistet mehr als man gemeinhin von einem Abenteuerbuch erwartet.

Claus



2. Auflage DMV 1970, 390 Seiten, 11,50 M

Helmert/Usczeck: „Preußischdeutsche Kriege von 1864 bis 1871"

Die 2. Auflage des seit langem vergriffenen Buches erschien zum 100. Jahrestag des Krieges von 1870/71 und der Gründung des Bismarckschen Reiches preußischer Prägung. Die ausführliche Darstellung der militärischen Ereignisse ist eng mit den politischen Problemen verbunden. Sie geht aus von dem engen Verhältnis zwischen Ökonomie und Krieg, Politik und Strategie. Sie wird ergänzt durch Bilder, Karten, eine Zeittafel und ein kleines Lexikon der preußisch-deutschen Kriege.

Herzen in meiner Hand oder Der Grad des Risikos *(SU)*

Auf dem Operationstisch des Professor Sedow liegt ein Mann in Erwartung der Narkose. Der Patient ist noch jung, 34 Jahre. Sascha weiß, daß der Eingriff zwischen Leben und Tod entscheiden wird. Das Risiko ist groß. Dennoch haben Sascha und die Frau, die ihn liebt, den Professor unablässig bedrängt, die Herzoperation zu wagen. Das Einsetzen künstlicher Herzklappen ist das Spezialgebiet des Kiewer Chirurgen. Vielen Menschen hat die Operation ein zweites Leben gegeben; aber es gibt auch immer wieder Rückschläge, Fälle, in denen Kunst und Wissenschaft der Ärzte versagen ...

Der Kybernetiker Sascha hat versucht, den Grad des Risikos zu berechnen – und die Operation um jeden Preis verlangt. Besser noch weiß der Chirurg, daß Sascha ohne Operation nur noch eine kurze Frist hat, aber eben eine Frist. Sie könnte der Preis des Wagnisses sein. Sedow weiß aber auch, daß der Grad des Risikos bestimmt wird durch seine eigene Leistung, daß die optimale Variante im Ringen mit dem noch Unerforschten gefunden werden muß.

Nach dem Erinnerungsbuch des weltberühmten Chirurgen Amossow drehte Ilja Awerbach diesen Film mit Boris Liwanow, Innokenti Smoktunowski und Alla Demidowa.

E. K.





BLANKENBURG

Für viele Urlauber ist Blankenburg das Tor in den Harz. Macht der Durchreisende dabei einen Spaziergang durch die Straßen und Gassen, von denen sich immer wieder der Blick auf das Schloß hoch über der Stadt eröffnet, dann wird er mit der Meinung scheiden: „Ein schön gelegenes, ein hübsches Städtchen!" Ja, ein treffendes Urteil, auch wenn unser Gast nicht in manche Gasse der Altstadt blickte und somit nicht entdeckte, daß auch hier der Zahn der Zeit sein Werk getan hat.

Kam unser Besucher frühmorgens mit der Bahn und hat ihn sein Schritt durch den nahen Thie-Park geführt, so ist er nicht wenigen Leuten in Trainingsanzügen begegnet. Er mag sich dabei erinnert haben, daß sich in Blankenburg die zentrale Sportschule des DTSB befindet, in der sogar schon Ländervergleiche, zum Beispiel im Basketball, stattfanden. Gestutzt hat er dann wohl doch über das Alter der Sportlich-gekleideten, weil es nicht ganz dem Bild entsprach, das man sich gemeinhin von Spitzensportlern macht. Ja, das Blankenburg mit der zentralen Sportschule liegt südlicher, im Thüringischen. Die Leute im Thie-Park aber streben ins Teufelsbad. Der Schlamm aus der nahen Teufels-Schlucht ist verteufelt gut gegen Rheuma und Ischias, gegen Gallen-, Frauen- und Nervenleiden.

Der Name unseres Blankenburgs rührt von der einstigen „Burg auf dem blanken Steine" her. Heute macht sich das Städtchen mehr einen Namen durch die steinerne Teufelsmauer. Das ist eine (von weitem scheinbar von Menschenhand geschaffene) geologische Formation, die vom Weichbild der Stadt aus einige Kilometer in die Ebene hinausgeht und auf Briefmarken sogar um die ganze Welt ging. Ein noch attraktiveres steinernes Attribut Blankenburgs ist der vielbesuchte Regenstein. Von ihrer Felsenburg auf dem 110 Meter steil aufragenden Sandsteinmassiv hatten einst Raubgrafen einen ausgezeichneten Blick auf die Handelswege.

Unser an landschaftlicher Schönheit interessierter Besucher will auch noch einen schönen Blick auf die Stadt mitnehmen. Er soll auf den Ziegenkopf steigen! Spätestens von dort oben aus wird er auch — vielleicht überrascht — gewahr werden, daß das schön gelegene, hübsche Blankenburg zugleich Industrieort ist. In der Ebene wird er die Harzer Werke entdecken (in denen über 2000 Beschäftigte Heizungsradiatoren und Heizungskessel, Zylinderlaufbuchsen für Schiffsdiesel und für kleinere Motoren herstellen). Unmittelbar dahinter liegt ein Werksteil des noch im Aufbau befindlichen Metalleichtbaukombinats (MLK) Calbe.

Den Blick von dieser nur noch teilweisen Zukunft in die Vergangenheit hat unser Besucher in der Gaststätte auf dem Ziegenkopf. Hier sind in Vitrinen Erzproben ausgestellt. Und die hier oben musizierende Kapelle nennt sich laut Aufschrift auf den Notenständern offenbar „Glück auf".

Ja, was auf dem Ziegenkopf heute Betriebsferienheim des MLK ist, war bis vor kurzem Klubhaus der Bergarbeiter. Jetzt sind die Niederschachtöfen in Calbe gelöscht, die Schächte geschlossen und die meisten Bergleute und Hüttenwerker ins Metalleichtbaukombinat gegangen. Doch leichter ist diese neue, wichtige Aufgabe — zumindest in der ersten Zeit — für sie sicherlich nicht.

Für die sozialen Verhältnisse indes, die den ehemaligen Bergarbeitern das notwendige Umlernen so leicht wie möglich machen, hat auch ein Arbeiterfunktionär gekämpft, der genau von 75 Jahren als Tischlergeselle in Blankenburg weilte — Wilhelm Pieck.

Damals war Blankenburg bereits Garnisonstadt und außerdem zweite Residenzstadt „Seiner Königlichen Hoheit und des Herzogs von Braunschweig". Kein Wunder deshalb, daß sich auch manch ausgedienter General die Stadt als Ruhesitz wählte. Dort übrigens, wo heute ein umfangreiches Neubauviertel steht, fielen 1950 durch Sprengung in Gestalt der alten Kasernen letzte steinerne Zeugen der militaristischen Garnison.

Heute ist Blankenburg wieder Garnisonstadt. Aber Soldaten prägen nicht gleichermaßen das Stadtbild wie in anderen gleich großen Garnisonstädten. Wie bei Grenzregimentern notwendig, sind die Kompanien weit voneinander entfernt entlang der Grenze stationiert. Und doch kennen die Arbeiter ihre Soldaten gut. Auch in jenem dritten großen Blankenburger Werk, dem Forschungs- und Entwicklungswerk der Reichsbahn. Wurden hier bislang vorwiegend Einzelmaschinen zur Gleispflege und zum Gleisbau entwickelt und produziert, so ist heute der Betrieb Hauptauftragnehmer rangiertechnischer Anlagen. Die volle Automatisierung großer Rangierbahnhöfe ist zur Perspektivaufgabe der über tausend Beschäftigten geworden.

Aber zum Werk gehören ja noch mehr. „Die Soldaten unserer Patenkompanie", sagt der Parteisekretär zum diesmal nicht zufällig erschienenen Besucher, „sind in unserem Betrieb wie zu Hause, und auch wir sind bei ihnen nicht nur mit unseren Parteiveteranen bei Vereidigungen. Die Genossen der Kompanie helfen unserer Kampfgruppe mit diesem und jenem, und wir haben auch ausgeholfen, wenn es um eine besondere dringliche Fahrzeugreparatur oder um die Nachrichtentechnik ging. Zum Tag der Armee haben wir — ein kleines Beispiel nur — unserer Patenkompanie einen Satz Spezialwerkzeuge geschenkt. Aber die geistigen Beziehungen bleiben natürlich das Wesentliche."

Ja, und wenn wir uns zu guter Letzt wieder in den zufälligen Besucher verwandeln, wollen wir Abschied nehmend sagen, daß das vielseitige Städtchen nicht nur eine Stippvisite wert ist. *— th*



DDR UNSER VATERLAND

LEICHT, BEWEGLICH, FEUERSTARK:

Rückstoßfreie GESCHÜTZE

Ist rückstoßfrei der letzte Schrei? Soweit es die herkömmliche Artillerie betrifft, ja. Daß bei Feuerwaffen ein Rückstoß auftritt, ist allgemein bekannt. Schießen wir mit der Pistole, dem Gewehr oder der MPi, dann fangen wir entweder mit der Hand oder mit der Schulter den Rückstoß ab. Bei einem Geschütz besorgt das die Rohrrücklaufbremse. In welch kurzer Zeit die Rücklaufenergie abgefangen werden muß, soll ein alltägliches Beispiel zeigen. Bei einem mittleren Geschütz, Kaliber 76 ... 85 mm, wirken beim Schuß etwa 800 kp Rückstoßenergie auf den Verschluß. Das ist umgesetzt eine Geschwindigkeit von 17 m pro Sekunde. Die Bremseinrichtung des Geschützes muß diese Energie so aufzehren, daß das Rohr nach einem Meter Rücklauf in seine alte Lage gebracht wird. Diese 17 m/s entsprechen der Geschwindigkeit von 57 km/h eines Mittelklassewagens. Versuchen Sie einmal ein Kfz. bei der Geschwindigkeit von 57 km/h auf einem Meter zum Stehen zu bringen!

Nur die Rücklaufbremseinrichtung des Geschützes ist in der Lage, die zurückgestoßenen Teile auf kürzestem Wege abzubremsen. Dieser Bremsvorgang muß jedoch mit einer erhöhten Eigenmasse des Geschützes bezahlt werden. Könnte man nun nicht eine Mündungsbremse konstruieren, die den Rückstoß völlig aufhebt und damit die Grundlage für eine geringe Eigenmasse des Geschützes schafft? Das ist nicht möglich, denn die Mündungsbremse tritt erst in Funktion, nachdem das Geschoß das Rohr verlassen hat. Die Gase wirken gleichzeitig auf den Geschoß- und den Kartuschenboden, den Verschluß und somit auf das Rohrende. Das bedeutet, daß sich das Geschoß noch im Rohr befindet, wenn der Rücklauf der gleitenden Teile bereits be-



gonnen hat. Deshalb kann die Mündungsbremse in diesem Stadium auf den Rücklauf noch nicht einwirken.

Wenn man den Rückstoß eines Geschützes völlig aufheben will, muß man eine Gasbremse verwenden, die im Moment der Entstehung der Gase im Ladungsraum zu wirken beginnt und den Rückstoß im vollen Maße ausgleicht.

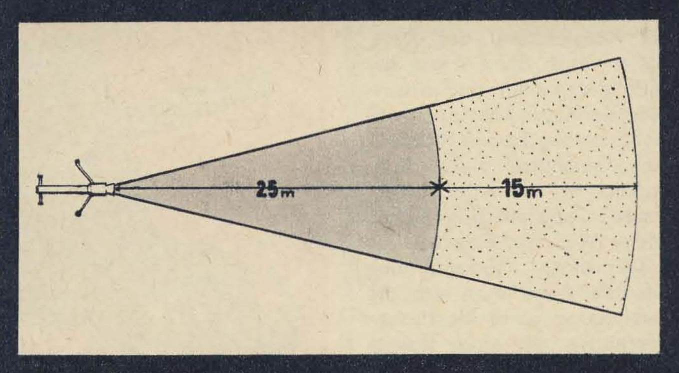
Eine solche Gasbremse wird bei den rückstoßfreien Geschützen verwendet.

Die Bemühungen zur Konstruktion eines rückstoßfreien Geschützes sind älter, als wir meist annehmen. Bereits im ersten Weltkrieg wurde von den Amerikanern eine rückstoßfreie Bordwaffe für Flugzeuge verwendet, die „Davis-Kanone". Es handelte sich um die Konstruktion zweier Geschütze gleicher Energie, die in entgegengesetzter Richtung schossen. Der Vorgang ging folgendermaßen vonstatten: Das Rohr wurde beim Laden in seiner Mitte auseinandergeklappt. Beim Schuß drückten die Gase das Geschoß nach vorn, die Kartusche nach hinten heraus und hoben somit den Rückstoß auf.

In der Sowjetunion experimentierte man um 1930 mit rückstoßfreien Bordwaffen mit Kalibern zwischen 67 und 150 mm. Diese Entwicklung wurde mit der erfolgreichen Erprobung der Raketen RS-82 und RS-132 unterbrochen.

Im Verlauf des zweiten Weltkrieges fand das Prinzip der „Davis-Kanone" nur noch vereinzelt Anwendung in verschiedenen Flugzeugbordwaffen der faschistischen Luftwaffe (z. B. Do - 217).

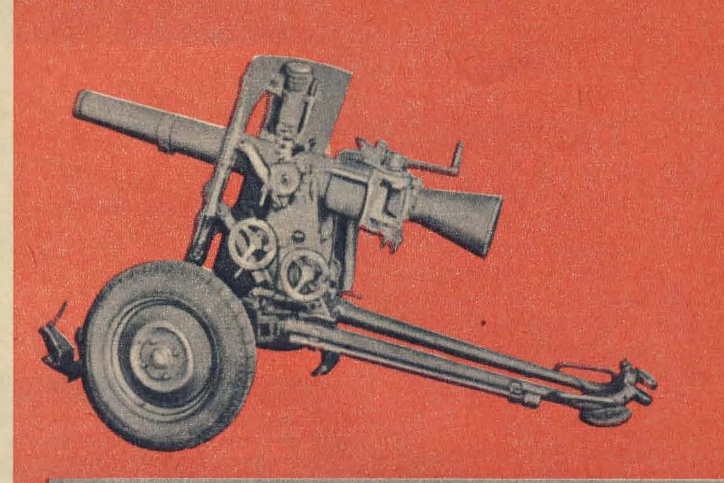
Vor dem und während des zweiten Weltkrieges wurden bereits rückstoßfreie Geschütze gebaut, die nach dem System



Der weit nach hinten austretende Feuerstrahl demaskiert das Geschütz besonders bei Nacht. Geschickte Auswahl der Stellung und taktische Manöver der Bedienung gleichen diesen Nachteil aus.

Die Sicherheitszone hinter dem RG wird durch die Skizze erläutert. In diesem Bereich darf sich niemand aufhalten. Nach Möglichkeit sollen auch keine leicht brennbaren Gegenstände dort sein.

der Ausgleichung des Rückstoßes durch die Energie der nach hinten oder seitlich austretenden Gase konstruiert waren. Erstmalig kamen rückstoßfreie Geschütze dieser Konstruktion auf seiten der Sowjetarmee im sowjetisch-finnischen Kriege 1940 zum Einsatz.
Unter einem rückstoßfreien Geschütz kann man sich die Vereinigung eines klassischen Geschützes mit einer Rakete vorstellen. Geschütz und Rakete (hier Geschoß) sind so miteinander verbunden, daß ihre beiden Längsachsen zusammenfallen. Beim Schuß wird eine Energie in rückwärtiger Richtung entwickelt, die den Rückstoß im vollen Maße ausgleicht. Diese Kombination erlaubt es, die rückstoßfreien Geschütze konstruktiv sehr leicht und klein zu halten. Sie







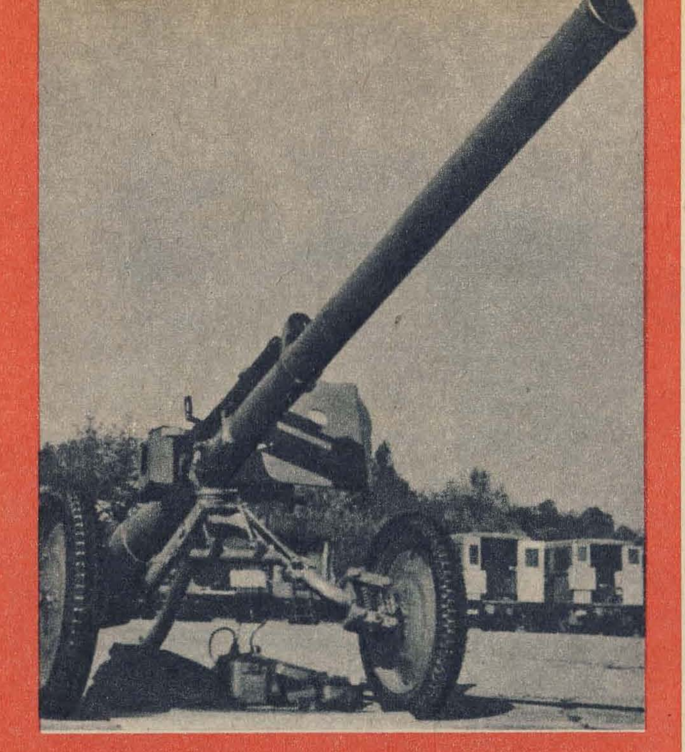
Die Bezeichnung „Leichtgeschütz" trifft bei der tschechoslowakischen „Tarasnice" – Masse 20 kg, Kaliber 82 mm – im wahrsten Sinne zu.



haben eine geringe Eigenmasse (bei Kaliber 80 mm etwa 70 kg), eine große Durchschlagskraft und sind in allen Gefechtsarten als Panzerabwehrgeschütze gut einzusetzen.
Nach der Konstruktion des Rohres unterscheidet man rückstoßfreie Geschütze mit gezogenem und mit glattem Rohr. Das rückstoßfreie Geschütz mit gezogenem Rohr findet heute nur noch wenig Verwendung. Dieser Typ hat ein kurzes dickwandiges Rohr und entwickelt einen sehr hohen Gasdruck. Im Ladungsraum sind seitlich zwei Kanäle angeordnet, die hinten zusammenlaufen und eine ge-

meinsame Gasaustrittsdüse bilden. Um das Geschoß in die Züge zu pressen, ist der Kartuschboden mit einer Verschlußscheibe aus Kunststoff abgedichtet. Sie hat die Aufgabe, erst nachdem das Geschoß in die Züge gepreßt ist, die Gasausströmung nach hinten zuzulassen. Dann erst wird sie durch die hohe Temperatur im Ladungsraum zerstört; die Pulvergase strömen nach hinten aus, um den Rückstoß zu kompensieren.

Seit dem zweiten Weltkrieg gibt es rückstoßfreie Geschütze mit sehr niedrigem Gasdruck, aber langen, glatten, dünnwandigen Rohren. Geschütze dieser Art finden wir heute in allen modernen Armeen. Sie haben an Stelle der Gasaustrittsdüse einen Druckregler oder Regulierungsring, der die nach hinten ausströmenden Gase so reguliert, daß der Rückstoß ausgeglichen wird. Diese Konstruktion weicht von der älteren auch insofern ab, als bei der Munition keine Kartuschen verwendet werden, sondern daß hier die Treibladung in einem perforierten Beutel untergebracht ist. Die Ladungskammer ist nach vorn durch das Geschoß und nach hinten durch eine Bodenscheibe aus Kunststoff verschlossen. Ist in der Ladungskammer ein Gasdruck von einer bestimmten Stärke entstanden, beginnt sich das Geschoß durch das Rohr zu bewe-





Rückstoßfreie Geschütze aus drei Jahrzehnten: Leichtgeschütz LG 43 deutscher Konstruktion aus dem Jahre 1943. Sein Kaliber betrug 105 mm; sowjetisches 107-mm-RG (1954); 1962 wurde das RG tschechoslowakischer Konstruktion, Kaliber 106 mm, herausgebracht; Jugoslawiens Volksarmee erhielt 1966 ein 106-mm-rückstoßfreies Geschütz eigener Entwicklung; der in der Sowjetunion konstruierte neueste Typ, das RG der 70er Jahre.

Zum Kampf gegen lebende Kräfte des Gegners erhielt das RG 106 mm der tschechoslowakischen Fallschirmjäger ein Koaxial-MG.



Wegen ihrer geringen Eigenmasse und hohen Beweglichkeit eignen sich die rückstoßfreien Geschütze gut als Begleitwaffen auf dem SPW.

gen. Gleichzeitig wird durch die hohe Temperatur in der Ladungskammer die Bodenscheibe zerstört, so daß ein Teil der Pulvergase nach hinten über den Druckregler oder Regulierungsring entweichen kann und den Rückstoß ausgleicht.
Die Granaten der modernen rückstoßfreien Geschütze ähneln den Wurfgranaten des Granatwerfers. Um ein Taumeln zu vermeiden, sind auch sie am Ende mit Stabilisierungsflügeln versehen.
Zur Bekämpfung von Panzern und gepanzerten Zielen werden Hohlraumwurfgranaten verwendet. Trifft eine solche Granate auf die Panzerung, wird der Geschoßkopf zertrümmert, und die Granate liegt an der Panzerung an. Durch den Zünder wird ein Feuerstrahl über eine Zündröhre, die sich im Innern der Hohlladung befindet, auf die Zündladung gerichtet und die Detonation von hinten her eingeleitet.
Die bei der Detonation entstehenden Gase wirken, an den Seiten und nach hinten durch den Geschoßmantel behindert, nur nach vorn. Aus dem Hohlraum der Ladung dringt ein Gasstrahl mit großer Dichte, hoher Geschwindigkeit und Temperatur. Dabei wird Druckenergie in Bewegungsenergie umgesetzt, die eine große Durchschlagskraft entwickelt. Trotz ihrer Nachteile (große Streuung, erhöhter Munitionsverbrauch und Demaskierung durch den Feuerschein) gegenüber klassischen Artilleriewaffen, werden die rückstoßfreien Geschütze heute wegen ihrer geringen Ausmaße, der hohen Beweglichkeit und der großen Durchschlagskraft als Panzerabwehrwaffe in allen Gefechtsarten verwendet. Sie sind ein Mittelding zwischen Pak und Lenkrakete und nehmen nach wie vor ihren Platz im System der modernen Panzerabwehr ein.

K. E.



Weite Verbreitung fand das sowjetische 82-mm-RG in den Armeen der sozialistischen Staatengemeinschaft. Wir sehen es bei den bulgarischen Gebirgstruppen, bei den polnischen Fallschirmspringern (Fotos) sowie bei den ungarischen und rumänischen Panzerjägern.



Brüder in eins nun die Hände

Rote Hochburg hielt stand

Von Werner Eggerath

Wer kann es mir Siebzigjährigem verargen, wenn mich bei meinen Fahrten durch unsere Republik immer öfter der Neid packt, der Neid auf die jungen Menschen, die in unsere sozialistische Menschengemeinschaft hineinwachsen? Was wird diese Generation noch alles erleben, frage ich mich, an wievielen historischen Entscheidungen wird sie Anteil haben, bis die Sirenen unserer automatisierten Betriebe das dritte Jahrtausend begrüßen? Haben wir sie genügend auf diese Prüfungen vorbereitet? Haben wir ihr das vermittelt, was uns auch bei schroffen Wendungen der Geschichte, bei Rückschlägen und Enttäuschungen nicht schwanken ließ – das Wissen um die unerschöpfliche Kraft unserer Klasse, dieses durch unzählige Erfahrungen erhärtete Wissen?

Was wäre wenn? Wie müßig ist heute diese Frage angesichts der ständig wachsenden Kraft des sozialistischen Weltsystems, aber die stürmischen Novembertage des Jahres 1918 kann ich nicht vergessen! Wie elementar brach sich damals die Kraft unserer Klasse Bahn. Was wäre dem deutschen Volk erspart geblieben, wenn wir damals eine tief in den Massen verwurzelte revolutionäre Partei gehabt hätten.

Ich erlebte die Novemberrevolution als achtzehnjähriger Soldat der kaiserlichen Armee in Hannoversch-Münden. Müde, hungrig, verdreckt marschierten wir nach einer schweren Übung zur Kaserne. Der Kompanieführer, hoch zu Roß, gebot Halt, hielt eine Ansprache, drohte mit Kriegsgericht und Erschießen, wenn einer von uns den „vaterlandslosen Gesellen" das Ohr leihen würde. Eine Stunde später waren er und die anderen Offiziere entwaffnet, – zwei Kieler Matrosen brachten uns die Revolution.

Dieser Revolution blieb der Erfolg versagt, die geschichtliche Aufgabe wurde nicht gelöst. Aber die Märztage des Jahres 1920 offenbarten erneut, welche gewaltige Kraft für die Erfüllung der historischen Mission in Bewegung gebracht werden konnte. Die Reaktion der Arbeiterklasse war wie der Ausbruch eines Vesuvs, als

die Kapp und Lüttwitz putschten und die Baltikumer mit dem Hakenkreuz am Stahlhelm in Berlin einmarschierten. Zum ersten Mal riefen die KPD, die USPD, die SPD und die Gewerkschaften zum Generalstreik und zum Widerstand auf! Zwölf Millionen folgten ohne Zögern diesem Ruf. Über Nacht bildeten sich Arbeiterwehren, wuchsen zu Roten Armeen. Sie holten sich die Waffen wo sie waren, die Arbeiter, sie kämpften diszipliniert, sie schlugen die faschistischen Freikorps, aber auch die eidbrüchigen Formationen der Reichswehr und der Sicherheitspolizei, wo sie sich stellten – bis der Verrat einsetzte und der Betrug, und dann die Feldgerichte der Konterrevolution ihr blutiges Werk begannen.
Nichts blieb uns in den folgenden Jahren erspart an Verleumdung und Verfolgung. Aber trotz allem, unser Vertrauen zur Kraft der Arbeiterklasse wurde immer wieder bestätigt. Von einem solchen Beweis, von einem Erlebnis, das auch in der unglaublich schweren Zeit der Illegalität in mir nachwirkte, will ich erzählen.
Wie schicksalsschwer war das Jahre 1932, als sich die Konturen der offenen faschistischen Diktatur immer schärfer abzeichneten. Es war die Zeit, als sich die Tresore der Großbanken und Rüstungsindustriellen für die Nazipartei öffneten, als „SA-Heime" wie Pilze aus dem Boden schossen. Dort gab es warmes Essen, gab es Uniformen, gab es Stiefel, – angesichts der schon fast vier Jahre andauernden Wirtschaftskrise mit ihrer Massenarbeitslosigkeit und Verelendung verführerische Lockmittel. Es war die Zeit, wo eine Notverordnung der anderen folgte, um die Arbeiterklasse, und besonders die Kommunistische Partei, zu knebeln, mundtot zu machen. Im Juni hatte der Zentrums-Reichskanzler Brüning seine Schuldigkeit getan, er konnte gehen. Der Herrenreiter von Papen – er ging als Steigbügelhalter Hitlers in die Geschichte ein – trat an seine Stelle. Eine seiner ersten Maßnahmen war die Aufhebung des seit langem nur noch auf dem Papier stehenden Uniformverbots für die SA und die SS. Das war ein Signal, es traf die Nazipartei vorbereitet. Und Wuppertal war von ihr für die Organisierung eines weithin sichtbaren Beispiels ausgewählt worden. Ein Vertrauensmann gab uns den ersten Wink. Mit militärischer Exaktheit war ein Plan ausgearbeitet worden. Am nächsten Tag, auf die Minute genau, sollten sich die Angehörigen der Wuppertaler SS und der SA an festgelegten Punkten sammeln und unter der Führung ausgesuchter Stoßtruppen überraschend in die wichtigsten Arbeiterviertel einmarschieren, die „Roten Hochburgen aufbrechen".
Was tun? War diese Information glaubwürdig? Sollte es eine Irreführung, ja eine Provokation sein, um der Polizei und dem Staatsanwalt Gelegenheit zu geben, mit uns abzurechnen? Die Verantwortung war erschreckend groß. In einer kurzen Beratung klärte es sich ab, wir mußten handeln – und wir handelten. Kuriere jagten in die einzelnen Stadtteile, die Mitglieder der örtlichen Leitungen wurden aufgesucht, jeder erhielt eine scharf umrissene Aufgabe. Die Arbeiterviertel in Verteidigungszustand versetzen! Sofort mit sozialdemokratischen, mit christlichen Arbeitern, mit den Frauen sprechen, den Kampfbund gegen den Faschismus mobilisieren, die Arbeitersportler, alles was irgendwie organisiert ist! Und vor allem, – die Kinder von den Straßen, wenn die schwarzen und braunen Horden marschieren sollten. Im Laufe des nächsten Vormittags verdichteten sich die Nachrichten unserer Späher, es tat sich was, aber die Überfallkommandos der Polizei schienen ahnungslos zu sein. Die Zeiger der Uhr krochen langsam, viel zu langsam über das Zifferblatt, aber dann jagten sich die Meldungen unserer Beobachter. Getarnt, in Straßenkleidung sammelten sich SA und SS in Wohnungen, in Lokalen. Dort warfen sie sich in ihre Uniformen. Wieder verging eine halbe Stunde, dann stürmten sie heran, unsere Kuriere: „Sie marschieren!" Sie marschierten, bewaffnet.
Die Junisonne lockte sonst um diese Zeit viele Lichthungrige heraus, heute schienen die Straßenschluchten der Proletarierviertel wie ausgestorben. Die Fenster blieben geschlossen, auch als Nagelstiefel über das Pflaster schepperten. Manchem der Marschierenden schien es unheimlich zu werden, die anfänglich nervös fröhliche Stimmung fiel in sich zusammen. SA-Sturmführer Puppe, einem der wüstesten Schläger, behagte das ganz und gar nicht. Fluchend riß er seine schwere Pistole aus der Tasche, zielte flüchtig auf ein kleines Transparent hoch oben am fünften Stock und zog durch, noch einmal und noch einmal. Wie scharfe Peitschenhiebe klang es, von den Häuserfronten hin- und hergeworfen, pflanzte sich das Echo rollend fort. Und da, als wären tausend Signale gleichzeitig ausgelöst worden, veränderte sich das Bild, entlud sich die hinter den Fenstern bis zum Siedepunkt angesammelte Spannung, schlug es wie ein Inferno über der fast tausendköpfigen Kolonne auf dem Pflaster der engen Straße zusammen. Blumen segelten durch die Luft, liebevoll gepflegte Blumen, allerdings „vergaßen" die erregten Frauen, die Blumentöpfe abzunehmen. Briketts folgten, das so vom Munde abgesparte Heizmaterial, an einer Stelle sogar ein Kohlenkasten.
Die Faschisten antworteten mit blindlings abgefeuerten Schüssen, damit gossen sie nur Öl ins Feuer. Und dann – die sorgfältig verschlossenen Haustüren flogen auf. Empörte, in der Eile mit allem Möglichen bewaffnete Arbeiter stürmten auf die Straße, stießen überall wie Keile in die stockenden Kolonnen. Frauen schlugen blindlings zu, sie sahen ihre Kinder in Gefahr. Und nun kamen die von den benachbarten Straßen, die Arbeiter. Mit Zaunlatten, mit Knüppeln setzten sie über Mauern und Zäune, droschen wie die Berserker auf die mit Pistolen und Stahlruten bewaffneten Faschisten ein. Die ersten ergriffen das Hasenpanier, bald setzte die allgemeine Flucht ein. Aber nun kamen die Arbeiter der entfernteren Straßenzüge heran, die Straßenkreuzungen glichen brodelnden Kesseln.

Da — in der Ferne — andere Signale. Die bis dahin so ahnungslose „Schutz"-Polizei machte mobil, ein Überfallwagen nach dem anderen raste mit Sondersignal los. „Die Straßen räumen" lautete ihr Befehl. Sie hatte es schwer, die ach so hilfsbereite Polizei, nach kurzer Zeit waren ihre Fahrzeuge von schutzsuchenden, flüchtenden SA- und SS-Männern überfüllt.
So wie auf dem „Oelberg" in Elberfeld rollte auch der „Sturm auf die Roten Hochburgen" in Barmen-Heckinghausen und auf dem Rott schmählich zurück. Bis in die Nacht hinein wogten erregte Menschenmassen durch die Straßen, freudig bewegt durch diesen Sieg der Einheitsfront, der Antifaschistischen Aktion. In den nächsten Tagen und Wochen wagte sich kein SA- oder SS-Mann mehr in Uniform auf die Straßen Wuppertals.
Daß diese gewaltige antifaschistische Aktion, die alle Richtungen der Arbeiterbewegung im wehrhaften Kampf vereinigte und breite Kreise der verelendeten Mittelschichten anzog, nicht widerstandslos hingenommen werden würde, war uns klar. Aber was dann auf uns zukam, hatten wir doch nicht erwartet.
Schäumend vor Wut gab der „Oberste SA-Führer-Stellvertreter" den Befehl, in Wuppertal aufzuräumen, die Scharte auszuwetzen. Am 12. Juli sollten fünfzigtausend SS- und SA-Männer, aus dem ganzen Rhein-Ruhrgebiet zusammengezogen, in dieser Stadt aufmarschieren und Cheflügner Josef Goebbels wollte in einer Riesenkundgebung den Funken springen lassen!
Fünfzigtausend! Wir bekamen kalte Füße. Das war die große Prüfung! Konnten wir ihr ausweichen? Wir konnten und wollten nicht! Aber wie konnten wir sie bestehen? Es gab nur eins: Teddy muß her! Thälmann muß vor dem 12. Juli hier sprechen! Er muß in dem Stadion sprechen, in dem die Riesenkundgebung der Faschisten stattfinden soll!
Was stellte sich alles in den Weg, als wir an die Verwirklichung dieses Planes gingen! Es war schon durch Beschluß festgelegt, daß Ernst Thälmann am 11. Juli in einer anderen großen Stadt, im Ruhrgebiet, das Programm der KPD für die bevorstehende Wahl verkünden sollte. Außerdem, woher sollte das Geld für die Vorbereitung einer solchen Riesenkundgebung kommen? Wir waren ja arm wie die Kirchenmäuse — die vielen Wahlkampagnen hatten die letzten Reserven aufgezehrt. Zwar konnte uns die Stadtverwaltung das Stadion nicht verweigern, aber sie verlangte außer der horrenden Miete noch eine Kaution in Höhe von eintausend Mark, für uns ein Vermögen. Und Plakate? Keine größere Druckerei nahm Aufträge von der KPD an, die kleineren nur nach Vorausbezahlung. Und die Lautsprecheranlage für die Übertragung in diesem riesigen Rund? Es gab nur eine — und die gehörte dem Inhaber des größten Radiogeschäftes, einem bekannten Mitglied der Nazipartei.
Aber wir waren jung, und wir hatten Schwung! Ein Hindernis nach dem anderen wurde zäh und mit Aufbietung aller Kraft beseitigt, bis alles klar war: Am 11. Juli spricht Ernst Thälmann im Stadion Wuppertal-Sonnborn.
Und dann war er da, dieser Tag — und es regnete, es regnete einen gleichmäßigen echten Landregen. Schon in den frühen Nachmittagsstunden sollte die erste Teildemonstration zum zwölf Kilometer entfernten Stadion abmarschieren, fünf Teildemonstrationen aus den wichtigsten Arbeiterbezirken sollten sich anschließen! Und es regnete! Wie sollten wir da die von uns garantierten Dreißigtausend im Stadion zusammenbringen?
Schon kurz nach Mittag rollten ununterbrochen große Überfallwagen der Polizei aus allen Städten des Rhein-Ruhrgebietes heran. Die Polizisten saßen mit eisigen Gesichtern, den Karabiner zwischen den Knien, — Großkampftag! Waren das Stunden! Aber unser Erfolg im wehrhaften Kampfe gegen die Faschisten wirkte sich aus — und wohl auch die Spannung, was der nächste Tag bringen würde. Was soll ich sagen? Am Abend, der Regen hatte aufgehört, warteten im Stadion sechzigtausend Menschen! Sie standen Schulter an Schulter, Kommunisten und Sozialdemokraten, Christen und Parteilose, überraschend viele Frauen. Unser „Papa Stein", der populäre Dirigent des Düsseldorfer Arbeitermusikvereins, dirigierte die zweihundert von überall zusammengezogenen Musiker, die Massen sangen die alten Kampflieder mit.
Und dann kam unser Ernst Thälmann, unser Teddy! Er sollte auf einem genau festgelegten Weg zur Haupttribüne und zum Rednerpult geführt werden. Wir vergaßen — nur für einen Augenblick — diesen Beschluß und geleiteten ihn durch die Unterführung auf das helle graue Band der Radennbahn. Er stutzte, ergriffen von diesem kraftvollen Bild der Einheit. Und da geschah etwas Unvorhergesehenes. Trotz des Verbotes war der Kampfbund gegen den Faschismus auf dem Rasen der Spielfläche — die durfte doch nicht beschädigt werden, dafür hatten wir ja die Kaution gezahlt — aufmarschiert. Als Thälmann erkannt wurde, löste sich aus den ersten Reihen eine Gruppe, stürmte auf uns zu, faßte den widerstrebenden Vorsitzenden der KPD, hob ihn hoch auf die Schultern, trug ihn über das Betonband um das ganze Spielfeld herum, durch die jubelnden Menschen. „Teddy — Teddy" — es war wie ein Sturm, wie eine gewaltige Welle der Freude, die über uns zusammenschlug.
Und dann stand ich neben ihm, während seiner aufrüttelnden Rede, die immer wieder von Beifall unterbrochen wurde. „Wer Hitler wählt, — der wählt den Krieg", das war ihr Grundgedanke, das war die große Warnung für

LESEN SIE IN HEFT 1/71

- Hitler, das ist der Krieg!
- KPD ruft zum Generalstreik
- In die Zuchthäuser des Faschismus geworfen
- Die Kommunisten zeigen den Weg: Volksfront

Illustrationen: Kurt Zimmermann



das deutsche Volk, der Aufruf zu Aktionseinheit.

Trotz strikten Verbots marschierten die Massen nach dieser Kundgebung geschlossen zurück in ihre Stadtteile, die Überfallkommandos wagten nicht einzugreifen.

Der neue Tag, der 12. Juli, kam mit herrlichem Sonnenschein, aber der mit riesigem Aufwand angekündigte Aufmarsch der Faschisten fiel ins Wasser. Am Stellplatz, in der Nähe des Geburtshauses unseres Friedrich Engels, sammelten sich unter dem Schutz der Polizei nur an die Dreihundert, sie wagten nicht zu marschieren. Die Hauptstraßen Wuppertals waren umlagert – von Antifaschisten. Von der Stelle im Stadion, wo am Tage vorher Ernst Thälmann durch dasselbe Mikrophon zu 60 000 gesprochen hatte, sprach Goebbels, seiner Stimme nicht mächtig, mit wutverzerrtem Gesicht zu knapp dreitausend Unentwegten ...

In ganz Deutschland wuchs der Wille zur Aktionseinheit, zur Einheitsfront gegen die drohende faschistische Diktatur, es wuchs der Druck von unten auf die Leitungen der SPD und die der Gewerkschaften. „Keine Unbesonnenheiten!“ antworteten die auf die Forderungen, wir werden unser Pulver nicht zu früh verschießen. Eineinhalb Millionen Angehörige des Reichsbanners[1] stehen bereit! Ein Druck auf den Knopf, – und sie marschieren, wenn jemand glaubt unsere Verfassung antasten zu dürfen. Außerdem ist ein Sozialdemokrat Innenminister in Preußen! In der preußischen Polizei steht ihm eine schlagkräftige Armee zur Verfügung, hunderttausend Mann stark, ausgerüstet mit Panzern und schweren Waffen! Keine Unbesonnenheiten, – ein Druck auf den Knopf ...

Am 20. Juli jagte eine Nachricht durch den Äther, die auch den Gleichgültigsten hochriß. Staatsstreich! Reichspräsident von Hindenburg und Reichskanzler von Papen haben die preußische Regierung davongejagt! Ein Reichskommissar für Preußen! Militärischer Belagerungszustand über Berlin-Brandenburg! Das ZK der KPD hat dem Parteivorstand der SPD vorgeschlagen, sofort den Generalstreik zu proklamieren!

Wie dehnten sich die Minuten und Stunden! Das Signal, das langerwartete Signal, es mußte doch kommen, jetzt, sofort! Es kam nicht, der berühmte Knopf wurde nicht betätigt. „Ich weiche nur der Gewalt!“ – das war alles, was der preußische Innenminister, der Sozialdemokrat Severing, dem Leutnant entgegenzusetzen wagte, der ihm die Urkunde seiner Absetzung mit einer höhnischen Verbeugung überreichte. Und der Parteivorstand der SPD beschloß, beim Reichsgericht Klage wegen „Verfassungsbruch“ einzureichen!

Wie vor einem schweren Gewitter lastete politische Schwüle über dem Deutschland des Jahres 1932, ein Funke konnte den angesammelten Zündstoff in eine lodernde Flamme verwandeln. Wird unsere Kraft reichen, der drohenden faschistischen Gefahr zu begegnen?

---

[1] Antifaschistische Schutzorganisation der SPD und bürgerlicher Kräfte



Hydraulischer Lader VUD-3

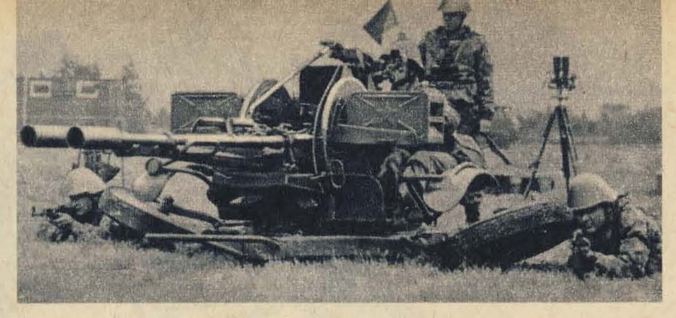
Die Rückwärtigen Dienste und Einrichtungen der Tschechoslowakischen Volksarmee nutzen seit einiger Zeit den neuen hydraulischen Lader VUD-3. Die größte Hubhöhe des Laders beträgt 1840 mm, die Tragfähigkeit 1600 kg. Das Basisfahrzeug, ein Praga S 5 T, auf dem der Lader fest montiert ist, hat folgende Hauptabmessungen: Länge 8100 mm; Breite 2320 mm; Höhe 3600 mm.

Aluminium-Straße

Als Behelfsfahrbahn wird in England eine Aluminium-Matte verwendet, die zusammengerollt auf einem LKW transportiert wird. Das Ablegen der 45 m langen und 3,35 m breiten Bahn geschieht während der Fahrt. Der Belag erwies sich als gut geeignet. Innerhalb von nur fünf Minuten ist das Band abgerollt und verlegt.

Neuer jugoslawischer U-Boot-Typ

Berichten der jugoslawischen Armeepresse zufolge stellten die Seestreitkräfte Jugoslawiens kürzlich einen neuen, auf eigenen Werften gebauten U-Boot-Typ in Dienst. Die neue Serie, nach dem ersten Boot „Heroj" genannt, soll die alten U-Boote ablösen. Der Typ „Heroj" ist in herkömmlicher Bauweise gefertigt. Die mindestens 1500-t-Boote haben diesel-elektrischen Antrieb und zielsuchende Torpedos. Taktisch-technische Angaben über Boot und Bewaffnung wurden bisher noch nicht veröffentlicht.

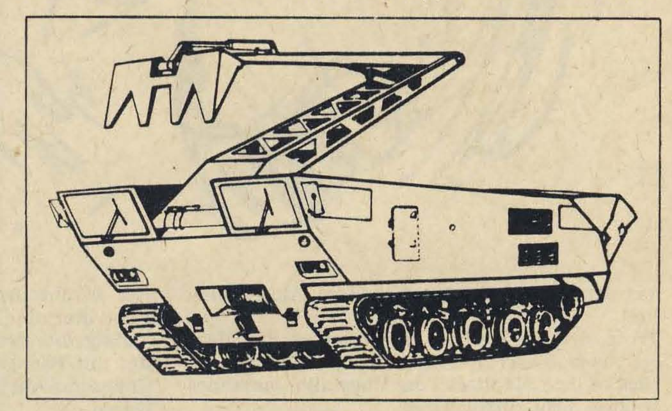


Flak gegen Erdziele

Die wegen ihrer hohen Feuergeschwindigkeit und Treffgenauigkeit bekannte 23-mm-Flak sowjetischer Konstruktion eignet sich auch hervorragend zur Bekämpfung von leichten Feldbefestigungen und beweglichen Erdzielen. Die Garben dieses Zwillingsgeschützes sind auch gepanzerten Fahrzeugen sehr gefährlich.

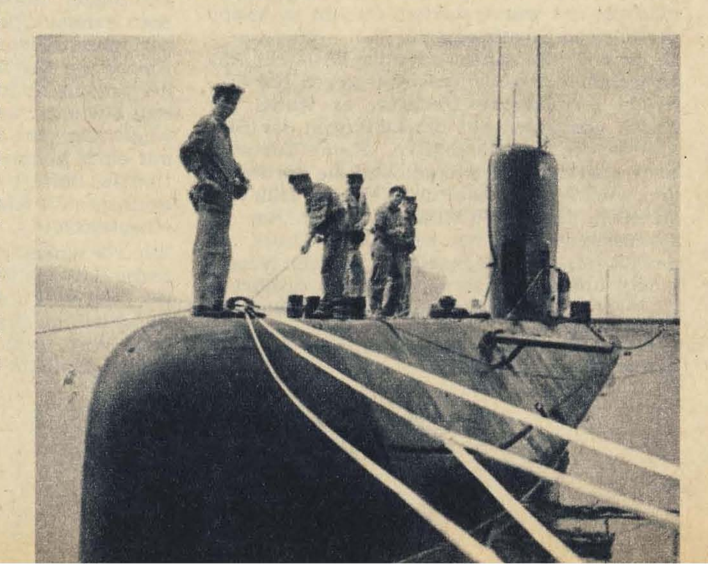
Radfahr-Regimenter

In der Schweiz sind neben den berittenen Verbänden noch immer einige Regimenter Radfahrtruppen mit einer Gesamt-



Projekt eines Amphibienfahrzeuges

Für die Pioniertruppen der französischen Armee wird zur Zeit das Projekt eines schwimmfähigen Landeübersetzmittels entwickelt. Das Fahrzeug ENFRAC (Engine d'aide aux franchissements) soll hauptsächlich den Pioniererkundungstrupps zur Verfügung stehen. Der hydraulische Ausleger mit Erdklaue ist zur Selbstbergung gedacht. Bei besonders ungünstigen Uferverhältnissen soll sich das Fahrzeug daran an Land ziehen. Eine Räumschaufel am Heck ermöglicht leichte Erdarbeiten. Für die Wasserfahrt soll ein hydroreaktiver Antrieb geschaffen werden.



stärke von 7000 Mann im Bestand der Armee. Sie gelten als besonders beweglich und geeignet für bergiges Gelände. Ihnen sind besondere Aufgaben, wie Panzerabwehr, Handstreiche, Feuerüberfälle und ähnliches im Rücken des Gegners sowie spezielle Kommandounternehmenzugedacht.

Neues US-Amphibienfahrzeug

Mehrzweck-Flußfahrzeuge werden gegenwärtig in den USA für das Heer erprobt. Sie sind für den Mannschafts- und Materialtransport in seichten und sumpfigen Gewässern sowie in stark durchschnittenem Gelände vorgesehen. Der Antrieb erfolgt durch zwei rotierende Schwimmer mit Spezialschaufeln. Zur Erhaltung des Antriebs bei Einschüssen sind die zylindrischen Rotoren mit Hartschaum gefüllt. Das Fahrzeug ist 6 m lang, 4,25 m breit und 2,4 m hoch. Es soll sich auch für Seelandeoperationen eignen.

Taktische Rakete „Pluton"

Frankreich entwickelte als Nachfolger für die „Honest-John"-Raketen seine taktische Artillerierakete „Pluton". Der Raketenkörper ist 7,5 m lang, 2,4 t schwer, und sein Durchmesser beträgt 0,65 ohne, mit Stabilisierungsflächen 1,41 m. Die maximale Reichweite wird mit 120 km angegeben. Die „Pluton" kann mit atomaren Ladungen versehen werden. Trägerfahrzeug ist der mittlere Panzer AMX-30.

Halbleitergenerator für Sonnenenergie

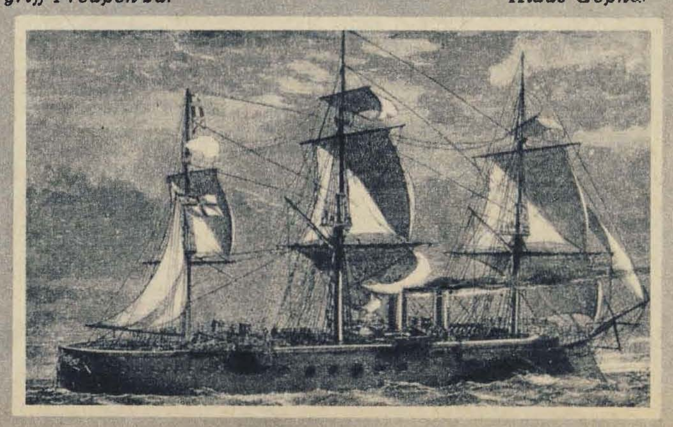
Moskauer Ingenieure konstruierten einen Halbleitergenerator, der Sonnenenergie in elektrischen Strom umwandelt. Das plattenförmige Gerät übertrifft in seiner Leistung die gegenwärtig bekannten Sonnenbatterien um das tausendfache. Ein einziger Generator mit einem Quadratmeter Fläche kann eine kleine Ortschaft ausreichend mit elektrischem Strom versorgen.



Preußens „stärkstes Panzerschiff der Welt"

Vor rund 100 Jahren kaufte Preußen das „stärkste Panzerschiff der Welt", wie es großspurig von der nationalistischen Presse genannt wurde. Preußen hatte 1866 seinen Hauptkonkurrenten im Kampf um die Vormachtstellung in Deutschland, Österreich, ausgeschaltet und wollte nun die deutschen Staaten unter seiner Vorherrschaft durch „Blut und Eisen" vereinigen und dabei gleichzeitig den gefährlichsten ausländischen Rivalen, Frankreich, besiegen. Ein Schritt auf dem Wege, Preußen zur herrschenden Macht in Deutschland und ein preußisches Deutschland zum mächtigsten Staat Europas zu machen, war auch der Kauf des Panzerschiffes, das seinen Namen nach dem „stärksten Mann" in Deutschland, dem (preußischen) König Wilhelm, erhielt.
Mit dem Erwerb des für den damaligen Stand der Kriegstechnik modernen Schiffes versuchte Preußen, den Vorsprung, den England und Frankreich auf dem Gebiete der Seerüstung hatten, einzuholen. Die Panzerfregatte wurde ursprünglich im Auftrage der türkischen Regierung von der britischen Werft „Thames Iron Works" nach den Unterlagen des englischen Marineingenieurs Reed erbaut. Die Türken konnten jedoch die fälligen Abschlagszahlungen nicht leisten. Da griff Preußen zu.
Der Kauf des Panzerschiffes wurde zum Anlaß einer heftigen Polemik der demokratischen Kräfte gegen die Militarisierung Preußens. Im Mittelpunkt stand die Riesensumme, die für die Fregatte gezahlt werden mußte – 2 702 439 Taler. Ein zeitgenössisches Blatt schrieb hierzu: „... das ist gerade so viel, wie Preußen in einem Jahr für das Elementar-Unterrichtswesen ausgibt ..."
Das Besondere des Schiffes war die außergewöhnliche Panzerung. Sie bestand aus etwa 25 cm starken Panzerplatten, hinter denen sich eine 30 cm dicke Fütterung von Teakholz, das von Eisenstangen durchzogen war, befand. Danach kam erst die eigentliche Schiffswand. Bewaffnet war die Fregatte mit 27 großen Krupp-Geschützen. Jedes Geschütz mußte von 17 Mann bedient werden und war nach dem Abschuß in 2½ Minuten wieder feuerbereit. Eine Dampfkesselanlage, deren Leistung 1150 PS betrug, trieb das Schiff an. Die Segel dienten nur als zusätzliches Antriebsmittel. Welch kleinen Aktionsradius das Panzerschiff besaß, zeigt die Tatsache, daß die Bunkerräume wohl 900 Tonnen Kohle fassen konnten, aber schon eine Woche nach dem Verlassen des Hafens leer waren, denn 40 Feuerstellen fraßen die Vorräte schnell auf. Das Panzerschiff hatte eine Besatzung von 700 Mann. Im deutsch-französischen Krieg 1870/71 gehörte es zu den drei Panzerschiffen, die zur Sicherung der norddeutschen Küste gegen Angriffe der weit überlegenen französischen Flotte eingesetzt waren.

Klaus Geßner



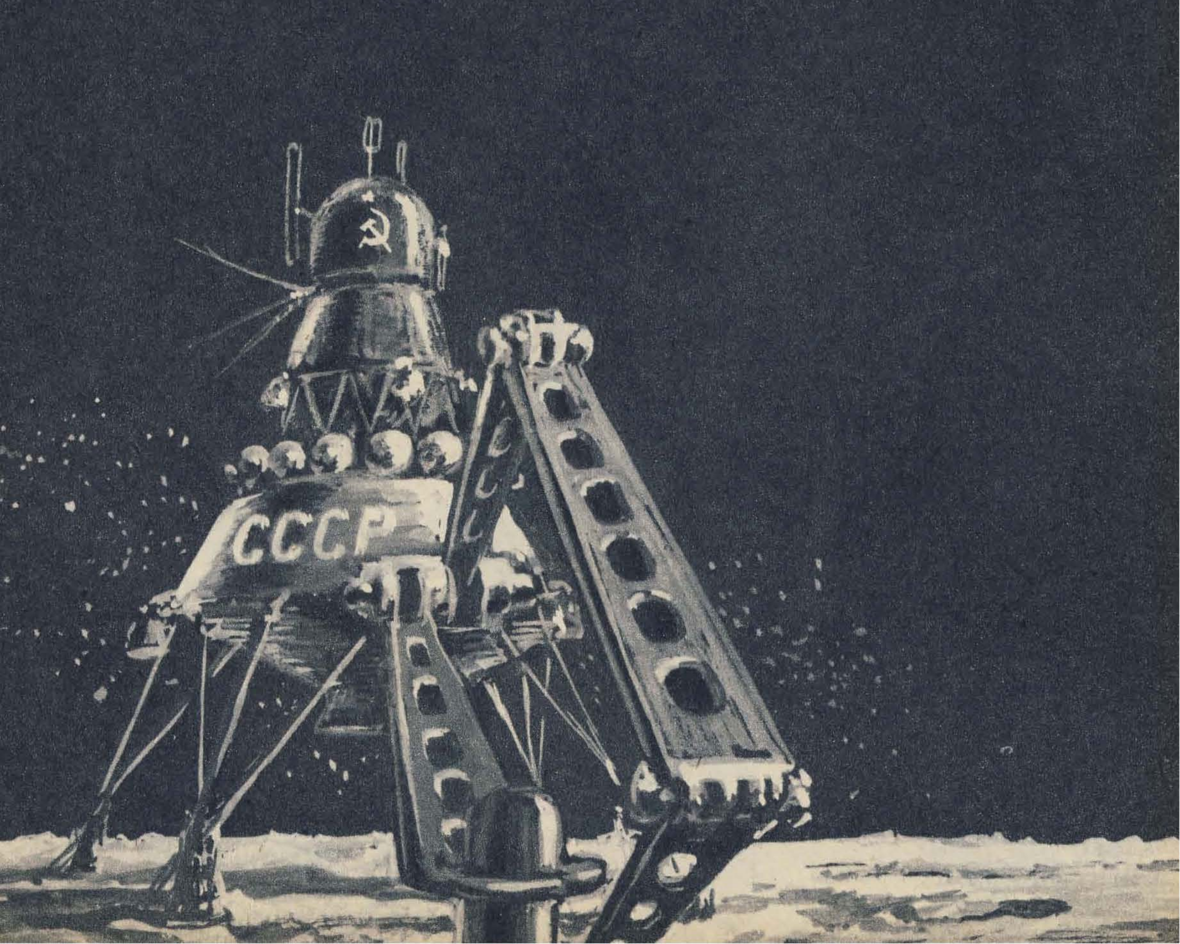
RAUM-ROBOTER kommen

Von HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Bislang hätte man unter einem solchen Titel wahrscheinlich am ehesten eine reißerische utopische Story über eine Invasion durch außerirdische Mächte erwarten können. Seit kurzem läßt diese, wenn auch etwas sehr saloppe Formulierung noch eine andere Interpretation zu, nämlich die einer wissenschaftlich realistischen Einschätzung künftiger und für die Interessen der Menschheit positiver Möglichkeiten in der Entwicklung von Raumfahrttechnik und Weltraumforschung.
Seit dem 20. September 1970 ist die Geschichte der Wissenschaft und Technik um eine neue Glanzleistung menschlichen Geistes reicher. Erstmalig trat ein vollkommener Prototyp künftiger Weltraum-Roboter in Erscheinung. An diesem Tage „ritt" ein kompliziert aufgebauter, unbemannter Raumflugkörper auf dem feurigen Gasstrahl seines Landetriebwerks präzise zur Mondoberfläche hinab und setzte mit seinem Federbeingestell weich in der flachen Ebene des Mare Foecunditatis auf. Einige Zeit später bewegte sich von ihm, wie durch Geisterhände geführt, ein sinnreich konstruiertes Gerät zur Mondoberfläche hin, drang bohrend und schneidend in den Grund ein und „biß" ein Stück Mondmaterial heraus. Danach „verpackte" die Apparatur das Gestein in einem Behälter, und am 21. September jagte ein Raketentriebwerk diesen Container wieder zurück zur Erde, wo der Sendbote vom Mond drei Tage später – nicht allzu weit vom ursprünglichen Startplatz des Mondflugsystems entfernt – wohlbehalten am Fallschirm niederging. Zum ersten Male war damit stoffliche Materie eines fremden Weltkörpers durch ein unbemanntes Raumfluggerät zur Erde gebracht worden. Wiederum waren es sowjetische Wissenschaftler und Techniker, die mit dem perfekten Ablauf des Unternehmens „Luna 16" einen weltweit bewunderten und fachlich anerkannten Erfolg komplexer Spitzenleistungen für sich verbuchen konnten. Soweit in aller Kürze der Fakt, sozusagen zur Erinnerung.
Mondgestein für einschlägige Analysen in irdischen Laboratorien zu bergen, ohne den kostspieligen und mit Risiken förmlich gespickten Weg des Einsatzes bemannter Raumfahrzeuge zu gehen, stand generell im Mittelpunkt des Unternehmens. Immerhin konnte man sich schon auf einige frühere praktische Erfahrungen über die Beschaffenheit der Mondoberfläche stützen, die teilweise mit unbemannten Mondsonden („Luna 9" und „Luna 13", UdSSR; „Surveyor", USA) und bei den beiden bisherigen „Apollo"-Landungen gewonnen werden konnten. Aber einen programm- oder ferngesteuerten künstlichen Mond-„Prospektor", also tatsächlich einen echten hochqualifizierten Weltraum-Roboter, hatte es noch nicht gegeben.
Es waren daher viele komplizierte und verschiedentlich völlig neuartige Aufgaben bei der Konstruktion des gesamten Raumflugsystems, vor allem aber der Schürfapparatur – die im Prinzip nur ein Bohrgerät sein konnte – zu lösen. Nach langwierigen Konstruktionsarbeiten entstand ein Bohrgerät, das die einzelnen Arbeitsgänge auf Funkkommandos von der Erde automatisch ausführte und vor der Erfüllung jedes neuen Arbeitsschrittes ebenso automatisch stehenblieb. Alle seine Funktionen wurden durch spezielle Geräte überwacht, deren Meß- und Anzeigedaten vom Landegerät ständig über Funk der Bodenleitzentrale mitgeteilt wurden. Die „Steuermänner" auf der Erde wußten zu jedem Zeitpunkt, in welchem Zustand die Anlage war, welche Funktionen ausgeführt waren und welche zu folgen hatten. Eine weitere technische Besonderheit der Bohranlage bestand darin, daß sie den Bohrer außerhalb der Zone einsetzen konnte, auf deren Boden der Gasstrahl des Landetriebwerks eingewirkt hatte, so daß die Wissenschaftler das Mondmaterial in absolut einwandfreier, originaler Beschaffenheit erhielten. Schon bei „Luna 13" (Dezember 1966) waren mit einem mechanisch entfaltbaren, 1,50 m langen Ausleger, der ein relativ einfaches Bodenprüfgerät trug, erste Erfahrungen in dieser Richtung gesammelt worden. Das wichtigste Ergebnis des gelungenen „Luna-16"-Experiments war die Bestätigung der Ansicht sowjetischer Raumfahrtwissenschaftler, so wie auch zahlreicher Fachleute anderer Länder, daß die Erkundung und Erschließung des Mondes künftig in zwei, einander ergänzenden Richtungen vor sich gehen wird – einmal mit unbemannten automatischen oder halbautomatisch-ferngesteuerten Raumfluggeräten und zum anderen durch Forschungen, die sich von Raumfahrern auf dem Erdtrabanten ausführen lassen. Und weiter, daß die unbemannten Systeme in naher Zukunft zweifellos die größere Bedeutung haben werden, denn die damit zusammenhängenden Erkundungen sind genügend zuverlässig, für Menschen ungefährlich und erheblich billiger als Mondflüge mit bemannten Raumfahrzeugen.
Obwohl das „Luna-16"-Gerät bereits recht kompliziert war, stellte es jedoch nur einen ersten Prototyp der kommenden Generationen von ständig weiter verbesserten Weltraum-Robotern dar. Aus den schrittweise erworbenen Erfahrungen wird man lernen und immer vollkommenere automatische Erkundungssysteme

entwickeln, die ein recht weitgespanntes Arbeitsprogramm zulassen. So wird man weiterhin auf dem Mond mit ihrer Hilfe unter anderem Bohrungen in größere Tiefen vornehmen und damit vielleicht auch die Anlage von geschützten Depots oder Stationen unter der Mondoberfläche vorbereiten. Das könnte in ferner Zukunft sogar noch bis zum Abbau von technologisch interessanten Mineralien für den Betrieb in einer bemannten Mondstation führen.
Um aber einen detaillierten und dabei weiträumigen Einblick in die Beschaffenheit des Mondoberflächenmaterials und der tieferen Schichten zu erhalten, sind Untersuchungen an möglichst vielen Punkten notwendig. Um solche Erkundungen rationell und ökonomisch zu gestalten, wird man einerseits Landeroboter benutzen, die nach Abschluß ihrer Arbeiten an einem bestimmten Ort – mit der Untersuchungstechnik ausfahrbarer Geräte wie bei „Luna 16" – mit eigenem Antrieb und ferngesteuert wieder starten und einen neuen Arbeitsplatz aufsuchen. Andererseits dürften automatische Mondlander, die mit absetzbaren und danach fernzulenkenden Erkundungsfahrzeugen ausgestattet sind, eingesetzt werden. Letztere könnten zu selenologisch besonders interessanten und für Landungen vielleicht schwierigen Oberflächenformationen – Zentren kleiner Krater, Rillenabbrüche, Gipfelkrater in aufgewölbten „Domen" u. a. – vorstoßen und die Meßergebnisse ihrer eingebauten Erkundungsgeräte, ebenso wie die Fernsehbilder für die Steuerung über das „Mutterschiff" oder direkt zur Erde senden. Dabei lassen sie sich zugleich auch als mobile Basis zur Erzeugung künstlicher Mondbeben und deren seismischer Registrierung verwenden, was zu umfassenden Einblicken in die Struktur des Mondinneren führen wird.
Künftige hochentwickelte Weltraum-Roboter als Hilfsmittel der Weltraumforschung werden aber in noch viel stärkerem Maße für die Erkundung fremder Planeten bedeutungsvoll sein, da Planetenexpeditionen mit bemannten Raumfahrzeugen die Schwierigkeiten, Kosten und Risiken gegenüber dem Mond in jedem Fall noch um ein Vielfaches steigern. Als Ideal der automatischen Weltraumerkunder kann schließlich – für die fernere Zukunft – das selbstlernende technisch-kybernetische System gelten. Durch völlig neuartige Werkstoffe und Schutzverfahren gesichert, könnten diese unter anderem dann auch für vielseitige und selbständig variierte Erkundungsaufgaben auf jenen fremden Himmelskörpern eingesetzt werden, die – wie Venus, Merkur, Jupiter und andere – für den Menschen selbst noch sehr lange unzugänglich bleiben dürften. Wie gesagt: Die Weltraum-„Roboter" kommen tatsächlich!

Zeichnung: Hans Räde



„Im grünen Wald,

. . . die ein zerschossenes Rathaus hat." So beginnt ein neues Lied, erinnernd an eine vergangene Zeit. An jene heißen, heroischen Tage, da proletarische Hundertschaften die im Rathaus nistenden Kapp-Putschisten besiegten. Die Roten zwangen die Weißen, die weiße Flagge zu setzen. Heute ist die Stadt „im grünen Wald" längst eine aufblühende Bezirksstadt. Aber wieder mit roten Hundertschaften. Bei ihnen weilten Major H. Huth (Text) und Helmut Spisla (Foto).

die rote Stadt...







Auch wenn's Bindfaden regnet und kein Faden am Körper trocken bleibt: einsatzbereit (rechts auf dem Gruppenfoto Zugführer Pfeiffer).

Frühmorgens. Im Kommandeurszimmer saßen und standen leitende Genossen Kämpfer des Bataillons. „Stabsübung als Vorbereitung der Abschlußübung für die Ausbildungsabschnitte 1968/70" – so lautete das Programm.
Aber noch unterhielt man sich über das Wetter und all jedes. Allgemein wurde die Unterhaltung, als die Gäste das Thema „Wilderei" aufwarfen.
„In den 30er Jahren hat einer sogar mit untergebundenen Rehfüßen Förster und Polizei an der Nase herumgeführt." – „Viele haben sich Patronen selbst hergestellt." – „Die armen Förster mußten sich ja sogar die leeren Patronenhülsen selbst auffüllen."
Jeder wußte zu diesem Thema sein Scherflein beizusteuern. Und wenn es der Gast noch nicht gewußt hätte, wäre ihm




„Ja, Genossen, 1936 rief man mich in Moskau zur deutschen Sektion der Komintern. ‚Bist du bereit, Genosse Holland, einen Sonderauftrag zu übernehmen?' fragten mich unsere Genossen. Andere haben gesagt: ‚Ich muß erst einmal meine Frau fragen.' Ich habe geantwortet: ‚Ich bin Kommunist!'

spätestens jetzt die Erleuchtung gekommen: Die Bezirksstadt, in der er sich befand, war Suhl. Ja, und im speziellen weilte er im Thälmann-Kombinat, wo die berühmten Jagdwaffen und bewährten Mopeds produziert werden.

... Der erste Granatwerfer, den wir in Suhl sahen, steht in eben diesem Kommandeurszimmer: ein 20 Zentimeter hohes, silbrig blitzendes Modell, dessen Holzuntersatz ein rechteckiger, häßlicher Fleck zierte.

„Das ist der Bezirkswanderpokal für die beste Granatwerferhundertschaft im Gefechtsschießen. Das Schild mit der Beschriftung ist gerade beim Graveur", erklärt Genosse Heim, der Bataillonspolitstellvertreter. „Ja, wenn ich dagegen an den Anfang denke! 1954 hatten wir nicht einmal Kampfanzüge, sondern traten in Zivil an. Einige Schießübungen mit geborgten KK-Gewehren – das war die ganze Ausbildung. Nie vergessen werde ich deshalb den 25. November 1955. Wir erhielten die ersten Karabiner K 98. Und heute hat unsere Granatwerferhundertschaft diesen Wanderpokal bereits zum dritten Male und damit für immer erobert! Im bataillonsinternen Wettbewerb marschiert die Hundertschaft zur Zeit allerdings hintenan."

... Wir blättern im Journal der Granatwerferhundertschaft. Vorn sind Namen und Adressen, der soziale Stand und die Berufe verzeichnet, weiter hinten Art und Ergebnisse der Ausbildung. Die Kämpfer kommen aus Suhl, Marisfeld und Dietzhausen, aus ...

„Aus rund 30 Ortschaften holen wir die Genossen mit Bussen zu unserem Kampfgruppenvergnügen ab, das – gemeinsam mit den Frauen – noch vor unserer Übung steigt", erläutert der erste Gehilfe für operative Fragen, Genosse Scheller, und schiebt uns den noch farbfrischen Fahrplan herüber. „Klar, daß wir bei unseren Entfernungen auch genau überlegt haben, ob wir unsere Übung mit mehreren Nachtalarmen vorbereiten oder ob einer ausreicht. Wie unsere Kämpfer die örtlichen Alarmbedingungen meistern – allein das genügt, daß man den Hut vor ihnen zieht. Um so verständlicher vielleicht für Euch, daß ich einmal fast aus dem Anzug gesprungen bin, als bei einem Tagesalarm ein Abteilungsleiter per Telefon bei mir anfragte, ob er denn auch und ob unbedingt und so weiter ... Natürlich brauchen wir mit keinem darüber zu diskutieren, ob der Sozialismus besser ist als die Simsonsche Ära. Aber wir müssen auch dem Letzten klarmachen, daß ein Alarm, ja daß jede x-beliebige Ausbildungsstunde keine unverbindliche Einladung, sondern ein Befehl ist."

„Du trägst das Bestenabzeichen der Armee!?" „Ich erhielt's, als ich 61 bei einer Grenzeinheit in Römhild eingesetzt war."

... „*Die Genossen zeigten eine gute Disziplin, trotzdem das Schießen einen Tag länger dauerte als geplant*", heißt es im Journal.

„Wir waren damals pünktlich am Schießplatz", erzählt Ge-



Das war eine klare Antwort. Und so wurde ich in 3 Monaten zum Artillerieleutnant ausgebildet und kämpfte dann in Spanien. Das Entscheidende ist doch, fest verbunden zu sein mit der Arbeiterklasse und der Partei. Ein Kommunist muß immer wissen, was er der Arbeiterklasse schuldig ist.“

nosse Neuendorf, der erste Stellvertreter, „aber die Armee hatte ihn noch besetzt. Vielleicht hatte zu starker Morgennebel den Schießplan über den Haufen geworfen. Natürlich gab es Diskussionen. Denn mancher Familienplan fiel ins Wasser. Da bewußte Kämpfer auch bewußte Arbeiter sind, hatten viele ja auch in diesem Jahr an manchem Wochenende Überstunden gefahren. Trotzdem war die Disziplin gut. Wenn wir auch mit der Beteiligung an der Ausbildung in unserer Hundertschaft noch nicht zufrieden sein dürfen — aus unserem Führungszug sind z. B. manche öfter im Ausland —, die Übungsschießen bewiesen: Wenn die Genossen gebraucht werden, sind sie da, die Parteimitglieder wie die Parteilosen, dann sitzt jeder Griff.

... *„Es gibt Schwierigkeiten beim Kommandieren der Werferführer“ (Hundertschaftsjournal).*

„Vom lieben Gott kommt nichts. Auch ich mußte erst lernen, Befehle zu geben“, sagt Genosse Pfeiffer, der als Einrichter arbeitet und als Zugführer Kommandos gibt. „Weshalb ich Genosse der Kampfgruppe, aber nicht Genosse der Partei bin? Nun ... ja ... wenn Sie so direkt fragen ... ich erhielt nach 1945 wegen illegalen Waffenbesitzes eine schwere Strafe. Mit 300 Gramm Brot auszukommen, war schwer damals, und da fand ich im Wald einen Karabiner, einen Karabiner ohne Kolben, und bin damit ein paar Mal in den Wald gegangen.

Jetzt bin ich schon 15 Jahre in der Kampfgruppe und habe vielleicht zwei- oder dreimal gefehlt — als ich im Krankenhaus lag. Mir gefällt es in der Kampfgruppe, und es ist notwendig, dort die Arbeiterklasse zu stärken. Wenn man hört, welche Ziele sie drüben wieder vertreten können, dann legt man die Ohren an. Dieser Gegner gibt freiwillig keine Position auf. Da wird von uns im Grenzgebiet besonders viel verlangt. Ja, ich bin kein Parteimitglied, aber ich fühle mich dazugehörig. Wenn nötig, hole ich mir Rat bei der Partei. Ich hatte einmal einen Verbesserungsvorschlag — das ist allerdings schon zehn Jahre her —, der kam irgendwie nicht durch. Da bin ich zur Parteileitung gegangen, und dann hat es geklappt.“

... *„Der erste Sekretär hat die Übung abgebrochen“*, heißt es im Journal.

„Sicher, damals trafen unglückliche Umstände zusammen“, kommentiert der Polit-

GELÖBNIS

Ich bin bereit,
als Kämpfer der Arbeiterklasse
die Weisungen der Partei zu erfüllen,
die Deutsche Demokratische Republik,
ihre sozialistischen Errungenschaften
jederzeit
mit der Waffe in der Hand zu schützen
und mein Leben für sie einzusetzen.
Das gelobe ich!



Genossen, Vater und Sohn. Der Arbeiterveteran Franz Heim wurde 1954 Politstellvertreter einer Hundertschaft. Sein Sohn ist heute im gleichen Werk Politstellvertreter eines Bataillons.

stellvertreter, Genosse Heim, „aber es waren eben nur 72 Prozent anwesend. Der Durchschnitt liegt allerdings im Bataillon bei 88 Prozent. Aber 90 bis 95 Prozent sind notwendig und real. Die Entschuldigung: ‚Im Ernstfall sind wir schon da', wollen wir gar nicht erst hören. Es kommt *immer* drauf an! Was zur Zeit der geborgten KK-Gewehre ausgezeichnet und 10 Jahre später noch befriedigend war, ist heute einfach ungenügend. Fragen Sie mal zum Beispiel jemanden nach den Aufgaben der Kampfgruppen! Meist antwortet er: Schutz der Betriebe. Aber die Kampfgruppen haben doch auch wichtige Ordnungs- und Sicherungsaufgaben oder taktische Kampfaufgaben gegen gegnerische Kräfte durchzuführen. Und sie wirken dabei mit der Volkspolizei und, wenn notwendig, mit der Armee zusammen. Und deshalb werden wir während unserer Abschlußübung auch nicht den Schutz unseres Werkes proben. Von den Kämpfern erfordert das aber mehr Kraft und Energie, mehr Können und Bewußtsein. Und noch eins. Mein Vater kämpfte mit der Waffe gegen die Kapp-Putschisten und ist deshalb bei uns geachtet und geehrt. Aber damals saß der bewaffnete Feind im Rathaus und die Wurzel allen Übels, der Kapitalist, im Direktionsgebäude. Heute ist der gehaßte Feind hinter einer gesicherten Grenze. Wie leicht schleicht sich da bei den hohen Forderungen der Arbeit und auch der Weiterbildung der Gedanke ein: Können wir nicht in der Kampfgruppe einen Gang zurückschalten? Deshalb haben wir uns auch überlegt, wie wir unsere Abschlußübung politisch vorbereiten und durchführen. Aber Sie können den Plan ja selbst einsehen. Hier, diese zentrale Parteiaktivtagung zum Beispiel ist bereits durchgeführt worden. Ob es nicht gut wäre, unser alljährliches Vergnügen als fröhlichen Ausklang der Übung, also danach durchzuführen? Ja, wir haben gerade umgekehrt gedacht.

... Frühmorgens. Die Zeiger der Uhr hatten die Acht erreicht. Doch bevor die Genossen Kommandeure ihr Stabstraining begannen, konnten sie noch „ihren Wilhelm" begrüßen. 1930 hatte die Simson-Direktion den Kommunisten Wilhelm Holland auf die Straße gesetzt. In den 50er Jahren war er Kaderleiter im Simson-Werk. In der kaiserlichen Uniform hatte der junge Wilhelm Holland mit Erfolg den Herzkranken gespielt. Als Major unserer Volksarmee beendete er seine militärische Laufbahn. Den bewaffneten Kampf gegen die Kapp-Putschisten und in der französischen Widerstandsbewegung einberechnet hat Genosse Holland in sieben Armeen gestanden.

Während des Kapp-Putsches hat er gespürt, wie wichtig die militärische Initiative ist, daß es aber vor allem einer gestählten Partei der Arbeiterklasse bedarf.

An einer sowjetischen Offiziersschule erlebte er, wie gründlich man das Militärhandwerk erlernen muß, daß es aber vor allem auf ein Herz ankommt, das für den Sozialismus schlägt.

Als Batteriechef in Spanien sah er, wie politisch wichtig sogar die gerechte Verteilung des Tabaks sein kann, daß vor allem aber die Parteigruppe als Motor und das Vorbild der Genossen als Fahne erforderlich sind.

Die Genossen Kommandeure wünschten von „ihrem Wilhelm" noch einen Ratschlag für ihre Übung. Es gab „nur" diesen allgemeinen: „Ein Kommunist muß immer wissen, was er der Arbeiterklasse schuldig ist."

HO G

gastliche Stätten?

Die aktuelle Umfrage

Damit wir uns recht verstehen: Gemeint ist hier nicht die Altberliner „Zille-Stube" in dem neuen Hotelriesen am Alex oder Meister Kroboths „Gastmahl des Meeres" im Rostocker „Mecki", auch nicht der ins Schierker „Heinrich-Heine-Hotel" getriebene „Dachsbau" oder das (halb)-ungarische „Szeged" am Dresdner Elbufer. Gemeint sind die Lokalitäten ohne Patisserie und Grillbar und Weinkeller und ohne klingenden Namen, die versteckt hinter Kasernenmauern liegenden und fast ausschließlich dem Soldatenpublikum vorbehaltenen Gaststätten der HO oder des Konsums. Gewiß, Namen haben sie auch. Meist aber nur solche, die ihnen der Soldatenmund gegeben hat: „Krabbelwasserschwemme" oder auch „Bar zum heiligen Anti" (alkoholiker). Sie alle wie auch die, über deren Bezeichnungen des Umfragers Höflichkeit schweigt, leiten sich oftmals daraus ab, daß in ihnen die Bierleitung stillgelegt ist und am Büffet statt Brandy Brause, statt Schnaps Selters und statt Apricot Apfelsaft ausgeschenkt wird. Nur, „der Küchenmeister empfiehlt" hier wie anderswo in den Gaststätten der Preisstufen I und II seine Bockwurst mit Salat, das obligate Schnitzel oder – „Nimm ein Ei mehr!" – seine zwei, drei, vier, fünf Spiegeleier.

Ja, die Gaststätten. So mancher hatte schon seine Sorgen mit ihnen. Karl Kraus beispielsweise, der österreichische Satiriker. Denn nach seinen Erfahrungen sind „Restaurants Gelegenheiten, wo Wirte grüßen, Gäste bestellen und Kellner essen". Unteroffizier Karl Kraus(e) kann nicht darüber klagen, dieweil es in seinem Objekt „weder einen Wirt noch eine Gaststätte und demzufolge auch keine Gäste und Kellner gibt". Um es vorweg zu sagen: Das findet sich auch anderswo. Nicht jede Dienststelle hat eine Gaststätte oder gar gastliche Stätte, weil mancherorts die Räumlichkeiten dafür fehlen und die Kommandeure sich – wie Major Erhard Tenzler – mit Recht sagen: „Wenn die Frage steht, für die Einrichtung einer Gaststätte zwei oder drei Kompanieklubs zuzumachen, dann entscheide ich mich für die Klubs und gegen die Gaststätte. Übrigens ist das nicht nur meine Ansicht. Wir haben uns mit den Soldaten beraten. Die meisten hatten Verständnis für meine

Vignetten aus „Guten Appetit"

Entscheidung und billigen sie." Vor ähnlichen Problemen steht Oberstleutnant Calvelage an der Offiziersschule „Ernst Thälmann": „Wir würden unseren Offiziersschülern gern eine gastronomische Betreuung im Objekt bieten, aber gegenwärtig fehlen uns die Räume dafür. In den nächsten Jahren sind einige bauliche Veränderungen geplant. Dabei ist auch eine Gaststätte vorgesehen, die den Bedürfnissen der Genossen gerecht wird." Bis dahin jedoch wird es weiter nur bei „dem Kasino mit Selbstbedienung bleiben, das behelfsmäßig in einem früheren Speisesaal untergebracht und" – nach Meinung des Offiziersschülers Karl-Heinz Wendt – „zwar ein ordentliches Speisen- und Getränkeangebot hat, aber wenig kulturvoll ist, sondern kalt und nüchtern wirkt". Warum allerdings „die Musikbox nur aller Jubeljahre mal funktioniert", ist auch mir ein Rätsel.

Dem Soldaten Gerd Weidig dagegen ist ziemlich rätselhaft, wie die HOG in seinem Truppenteil zu der hochtrabenden Bezeichnung „Milchbar" gekommen ist: „Wo es doch dort fast nie Milch gibt. Und wenn schon mal, dann nur in Tüten. Sagt man der Oma was, die da verkauft, schnauzt sie einen gleich an: Von wegen, daß *wir* uns mal dahinter stellen sollen und daß die heutige Jugend unverschämt sei!" Da lobt sich Gefreiter Tilo Sarenz das blonde Fräulein Gisela (Becker), das gleichfalls mit jenem Getränk aus 88 Teilen Wasser, 4,5 Milchzucker, 3,5 Fett, 3,3 Eiweiß und 0,7 Mineralstoffen handelt und „daraus so ziemlich alles fabriziert, was man auch draußen kriegt: Schokoladen- und Kirschmilch, Shakes, im Sommer sogar Eiscreme-Soda und noch vieles mehr. „Alles ist sauber und hygienisch und appetitlich. Selbst beim größten Andrang ist unsere Gisela immer freundlich und nett". (Weswegen ihr rauhe Soldatenkehlen zum 22. Geburtstag ein stimmgewaltiges „Gisela"-Ständchen brachten.)

Ihre Mokka-Milch-Eis-Bar, in deren Musikbox auch die Platte mit dem gleichnamigen Schlager nicht fehlt, gehört zu den (leider nur wenigen) gastronomischen Einrichtungen, denen 10% von 163 befragten Soldaten die Gesamtnote 1 gaben. Für die Bewertung „Gut" entschieden sich 17%, für eine befriedigende 3 genau 30% aller Befragten. Der recht erhebliche „Rest" von 43% gab eine 4 oder gar 5







und stellt damit kritisch fest, daß noch lange nicht alle Kasernen-Gaststätten gastliche Stätten sind und den unter 6 Abschnitten, 26 Ziffern und in 325 Zeilen erhobenen Anforderungen der „Militärhandelsordnung" entsprechen. Etwa denen, „ein reichhaltiges und abwechslungsreiches Angebot an Speisen und alkoholfreien Getränken zu führen", den Armeeangehörigen „in ihrer Freizeit eine sinnvolle Entspannung zu bieten" und in „ihrem Niveau einen hohen kulturell-erzieherischen Charakter zu tragen" oder „eine moderne Verkaufs- und Gaststättenkultur" zu pflegen...

Der Gast hat das Wort.

„Denkste!", muß ich mich von dem Flieger Jürgen Nitke belehren lassen: „Bei uns hat der Kellner das Wort. Erstmal redet er von vornherein jeden mit du an. Und murmelt man was von ‚essen', brüllt er schon sein ‚Schnitzel!' zur Küche. Nach Getränken braucht man erst gar nicht zu fragen, denn grundsätzlich hat er nur Einheits-Brause auf dem Tablett." Unteroffizier Michael Schlosser: „Das ganze Niveau läßt zu wünschen übrig. Wenn ich bloß an die Tischdecken denke!" Kanonier Berthold Ekrut denkt zuerst an das Getränkeangebot: „Da bei der Armee mit Alkohol nichts ist, versucht man offenbar auf andere Weise zu einem hohen Umsatz zu kommen. Die Folge davon ist, daß es bei uns nur teure Fruchtsäfte gibt – Erdbeer, Sanddorn und so". Auch die Soldaten Klaus Metzner und Rolf Herrmann meinen, daß die Preisstufe ihrer Gaststätte „für unsere 80 Mark zu hoch" ist. Soldat Harry Feldmann hat ein Beispiel parat: „Unter siebzig Pfennig bekommt man kein Stück Kuchen, und bei jeder Flasche Limonade muß man schon zehn Pfennig draufzahlen". Gefreiter Bruno Richter bemängelt „die dürftige Speisekarte, auf der immer nur zwei, drei kalte Gerichte stehen. Warum gibt's nicht eine kräftige Soljanka oder Gulaschsuppe und ein paar warme Speisen mit viel Gemüse?" Entgegen dem Lobgesang des Kommandeurs, der in einem Zeitschriftenartikel von der neugeschaffenen Klubgaststätte des Truppenteils „Max Roscher" berichtete, in „der die Armeeangehörigen sonntags ganztägig mit ihren Besuchern (jeweils 200 bis 300 Personen) bewirtet werden und zusammen sein können", klagen die Soldaten Peter Blechschmidt, Klaus-Jürgen Fritzsching, Christian Wulf, Bernd Weisbrich und Armin Diedrich, daß man dort das (recht zweifelhafte) „Vergnügen hat, bis zu zwei Stunden anzustehen

oder zu warten, ehe man was zu essen oder zu trinken bekommt". Ebenso bezeichnet Leutnant Klaus Küchler die „gastronomische Betreuung als unzureichend". Summa summarum sind 39% aller Befragten mit der Speisekarte unzufrieden, und 75% nennen das Angebot an alkoholfreien Getränken „mittelmäßig und einseitig"; 53% monieren das „schmuddlige Aussehen der Tische, Einrichtungsgegenstände und der Bedienungskräfte".

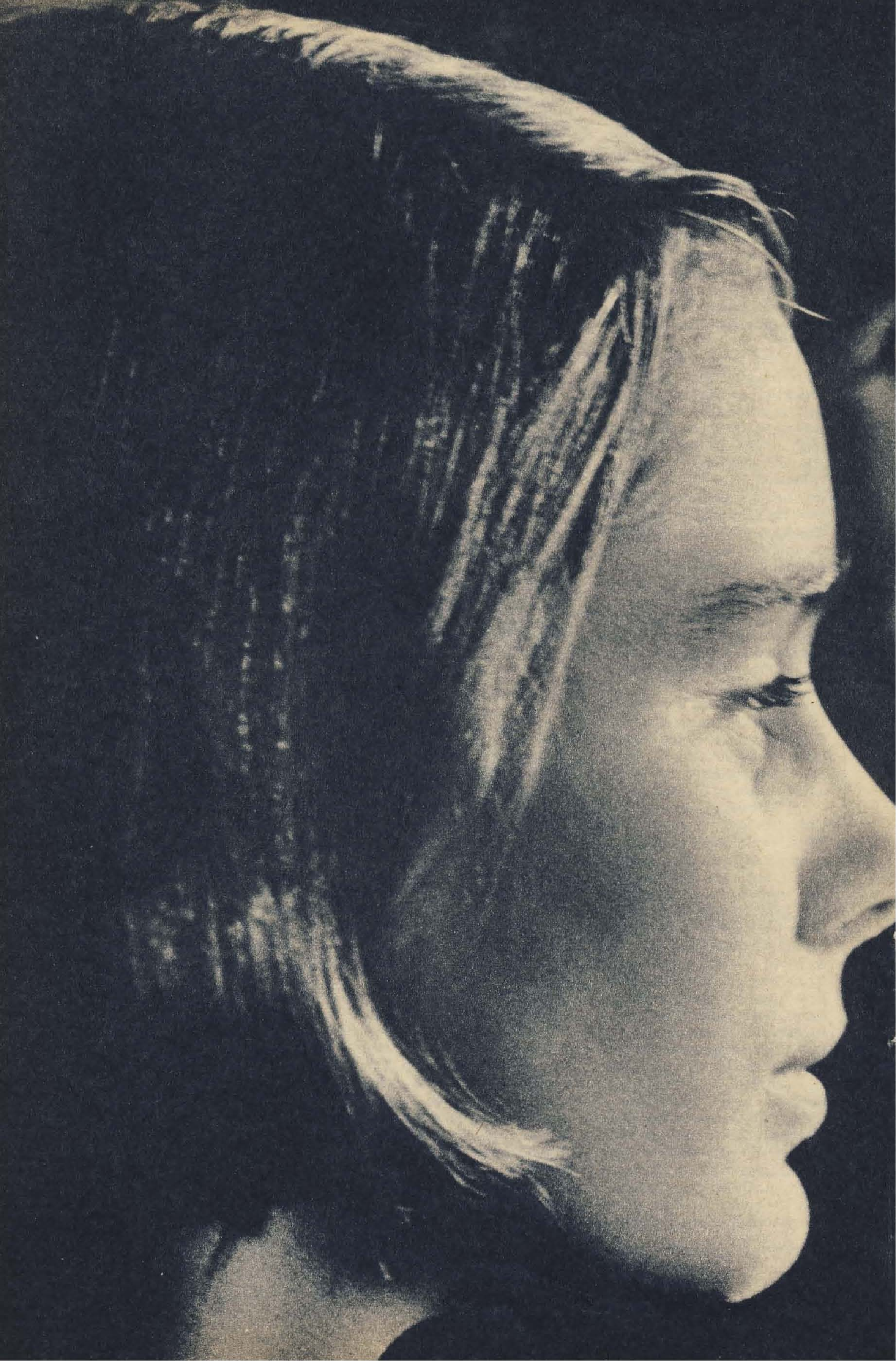
Kein sehr rosiges Bild also. Dennoch muß man vielen Objektleitern bescheinigen, daß sie sich nach Kräften bemühen, Verbesserungen zu erreichen. Ihr größtes Problem: „Die Arbeitskräfte!" (Otto Tscharke). „Die Sache ist doch so", erklärt Gaststättenleiter Winfried Dahms, „in unseren Objekten gibt es im Vergleich zu anderen gerade für die Kellner nicht viel zu verdienen. Erstens, weil wir keinen Alkoholausschank haben, zweitens, weil die Soldaten nicht stark bei Kasse sind und folglich die Trinkgelder nur knapp fließen. Leider hält es bei uns kaum ein Kollege länger als acht, neun Wochen aus. Das erschwert auch die Kollektivbildung, die eine wesentliche Voraussetzung für eine hohe Gaststätten- und Verkaufskultur ist. Wegen des vergleichsweise minimalen Umsatzes haben wir auch die Abteilung Handel und Versorgung nicht in dem Maße hinter uns, wie es erforderlich wäre. So lastet fast alles auf dem Gaststättenleiter. Doch trotz aller Bemühungen, irgendwie sind seine Schultern zu klein – auch meine".

Ohne Zweifel, im Alleingang sind diese Probleme nicht zu lösen. Hier müssen sich alle in der „Militärhandelsordnung" als verantwortlich Benannten zusammentun: Die Gastronomen und die Handelsleute in den örtlichen Räten, die Genossen der Rückwärtigen Dienste und die Mitglieder der HO-Beiräte. Nur auf diesem Weg ist etwas zu schaffen. Siehe den Bericht von Oberleutnant Rolf Mekol, Vorsitzender eines HO-Beirates: „Bis vor einem Jahr war unsere Gaststätte mehr eine Kaschemme als eine gastliche Stätte, in der man sich wohlfühlen, vernünftig speisen und trinken kann. Mit Unterstützung der örtlichen Organe wurde ein neuer Leiter eingesetzt – Günter Reich, ein Feldwebel der Reserve. Mit ihm setzten wir uns zusammen. Die Analyse war verdammt kritisch, aber zugleich sachlich. In einem



Stufenplan, an dem auch der Stellvertreter des Kommandeurs für Rückwärtige Dienste mitgearbeitet hat, legten wir fest, was Schritt für Schritt unternommen werden soll. Auf unser Drängen sorgte die HO für eine neue, kulturvolle Einrichtung; an der Renovierung waren auch unsere Soldaten beteiligt. Dann fuhren wir raus und stellten mit dem Genossen Reich aus dem im Kreisgebiet vorhandenen Angebot eine Auswahl alkoholfreier Getränke zusammen: Cola, Limonaden verschiedener Geschmacksrichtungen, zwei Sorten Mineralwasser, fünf Sorten Fruchtsäfte, dazu Milch und an warmen Getränken Kaffee, Tee und Kakao. Beim Aufstellen der Speisekarte gingen wir davon aus, daß es gar nicht so sehr um ein täglich wechselndes Angebot und besonders ‚raffinierte' Zusammenstellungen geht, als um ein abwechslungsreiches Standardangebot. So stehen jetzt drei Vorsuppen (Soljanka, Gulasch- und Tomatensuppe), fünf warme Gerichte und sieben kalte Speisen (vom Kaßler mit Salat bis zur Käseplatte) auf der Karte, ferner drei verschiedene Kompotte und entsprechend der Jahreszeit mehrere Obstsorten. Mit Einverständnis der Soldaten, von denen der HO-Beirat mehrere hundert befragte, wurde die Preisstufe von I auf II erhöht. Angesichts der für jeden wirklich spürbaren Verbesserungen, die eine niveauvolle und kontinuierliche gastronomische Betreuung garantieren, war das gerechtfertigt und wird auch von den meisten Genossen als gerecht empfunden. Sowohl die Rückwärtigen Dienste als auch unser HO-Beirat bleiben ständig ‚dran', um auch mit der Gastronomie sozialistische Umwelt- und Lebensbedingungen zu schaffen. Ich meine, daß der hier in kurzen Stichworten geschilderte Weg auch in anderen Truppenteilen gangbar ist. In der ‚Militärhandelsordnung' stehen sehr viel schöne Worte. Damit aus ihnen Taten werden, muß vor allem anderen zunächst ihr Prinzip durchgesetzt werden: Die enge, vertauensvolle und verantwortungsbewußte, kritische und selbstkritische Zusammenarbeit zwischen der HO, den örtlichen Organen und der Armee!"

Darauf, daß mit besagtem Rezept auch die in diesem Winter noch ungastlichen Gaststätten im kommenden Sommer bereits zu gastlichen Stätten geworden sind, einen „Sommer-Flip" (gemixt aus einem Zuckerei, einem Glas Traubensaft, dem Saft einer halben Orange und einem Schuß Kirschsirup). Wohl bekomm's! *Karl-Heinz Freitag*





EGON ERWIN KISCH



Zyankali GEGEN DEN GENERALSTAB

Die Affäre begann mit dem Tod des Generalstabshauptmanns Mader in Wien. Am Abend des 17. November 1909, während Mader einen Brief an seine im Ausland weilende Freundin schrieb, schickte er seinen Diener Wurst und Brot holen. Als nach zehn Minuten der Offiziersdiener zurückkehrte, fand er seinen Herrn röchelnd und sich in Krämpfen windend auf dem Boden liegen. Der herbeigerufene Arzt konnte nur noch den Tod feststellen: Vergiftung durch Zyankali.
Eine militärische Untersuchungskommission fischte aus Maders Papierkorb ein Schächtelchen, in dem anscheinend das Gift gewesen war. Sie entschied: Selbstmord aus unbekannter Ursache. Demgemäß berichteten die Zeitungen unter dem Titel „Selbstmord eines Generalstäblers während der Abfassung eines Briefes" über Maders Tod.
Aber ein Kamerad Maders brachte die Vergiftung in Zusammenhang mit einem Medikament, das er am Tag vorher per Post erhalten hatte. Er nahm an, daß es auch anderen Generalstäblern zugekommen war, da auf dem Umschlag die Worte: „Hochwohlgeboren Herrn . . . k. u. k. Hauptmann im Generalstab" vervielfältigt, Name und Adresse jedoch handschriftlich ausgefüllt waren. Der Sendung lag ein in Blockbuchstaben hektographiertes Rundschreiben bei:

Charles Francis   *Datum des Poststempels*
W i e n
VI/4 Postfach

Diskret

Euer Hochwohlgeboren! Die vorzeitige Abnahme der Mannbarkeit ist eine Krankheit des neuen Jahrhunderts. Diese zu ergründen, Gegenmittel zu schaffen war eine notwendige Arbeit erster ärztlicher Kapazitäten. Auf Grund eingehender Versuche gelang es endlich, ein Mittel zu finden, welches, ohne der Gesundheit zu schaden, die männliche Potenz bedeutend erhöht. Wir erlauben uns, anbei eine Probe gratis beizulegen. Urteilen Sie selbst; dies wird unsere beste Reklame sein.
Gebrauchsanweisung: Schachtel vorsichtig öffnen (Papier abreißen), Pillen, ohne die Oblaten zu beschädigen, entnehmen, beides ca. eine halbe Stunde vor . . . (hier war das Wort „Coitus" mit Handschrift eingefügt) rasch nacheinander mit kaltem Wasser schlucken. Pillen bald in Gebrauch nehmen, da ihr Inhalt an der Luft leicht verdirbt. Wirkung verblüffend!
Ihre gütige Bestellung erwartend — Adresse obenstehend. Zusendung diskret und raschest —

Hochachtungsvoll ergebenst

Charles Francis.

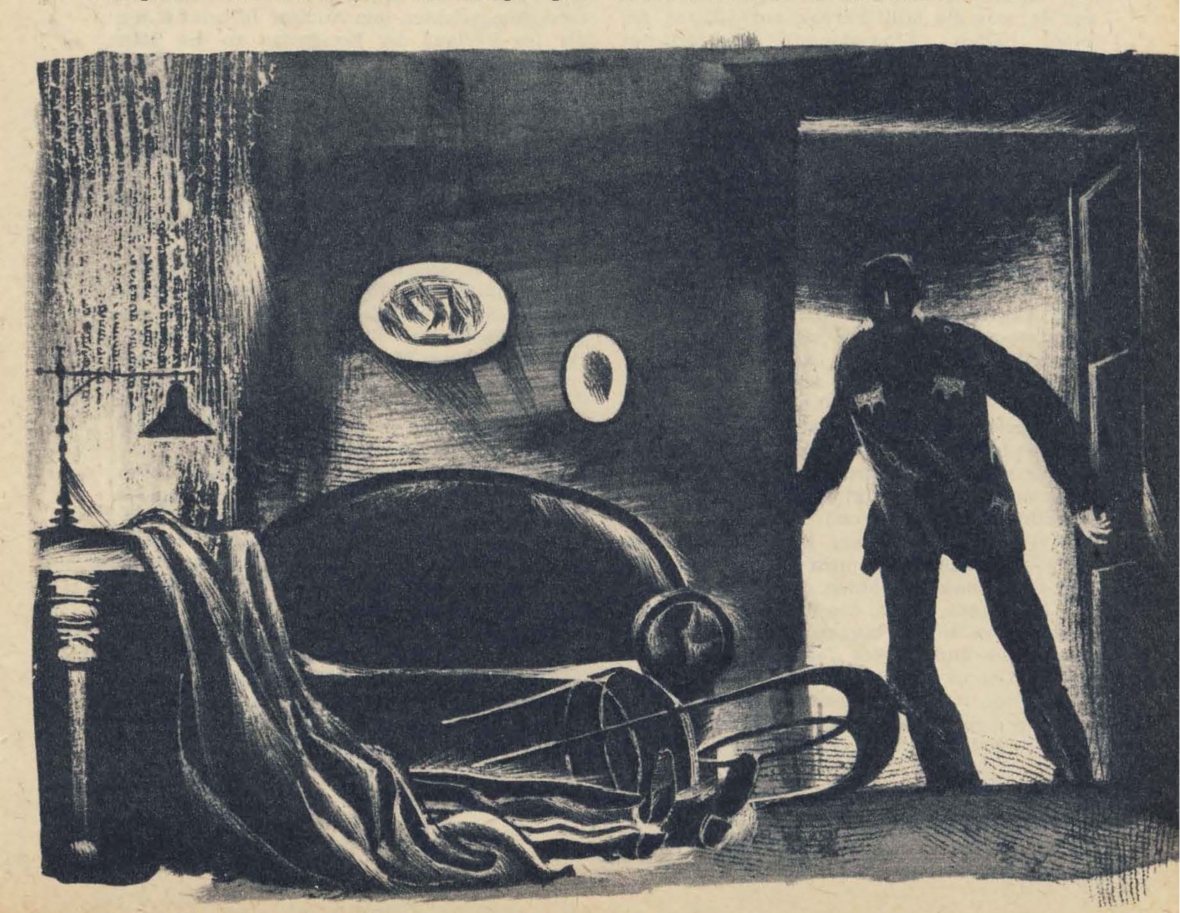
Die chemische Untersuchung ergab, daß die Francisschen Pillen reines Zyankali waren. Es bestand also Vergiftungsgefahr für alle Empfänger. Deshalb veröffentlichte die Polizei eine Warnung, in der jedoch kein Wort davon gesagt wurde, daß das Francissche Mittel mit dem Tod des Hauptmanns Mader zusammenhing. Wenn man der Verlautbarung glauben wollte, hatten sich die Empfänger vorsichtig, geradezu wie Gelehrte benommen: „Offiziere, die solche Pillen erhielten, haben sie sogleich chemisch untersuchen lassen, wobei Giftgehalt festgestellt wurde. Die übrigen Offiziere seien jedenfalls eindringlich davor gewarnt, die ihnen von dem Unbekannten gesandten Pillen zu benützen."
So harmlos die Warnung abgefaßt schien, so enorm war das Aufsehen, das sie bewirkte. Ohnehin war es unglaubwürdig gewesen, daß jemand mitten im Schreiben eines gutgelaunten Liebesbriefes Selbstmord begangen habe. Nun wurde klar, daß Mader durch die Pillen ermordet worden war. Ein Gerücht wollte wissen, sie hätten noch viele andere Opfer gefunden. Ausländische Zeitungen sprachen von mindestens zehn Toten.
Was die Polizei herausbekam, war weniger als wenig. Weder gab es das angegebene Postfach noch einen Charles Francis. Am 14. November morgens waren die Sendungen im Bereich des Postamts Wien 99 aufgegeben worden, durchweg an Generalstabshauptleute des jüngsten Jahrganges und einen Oberleutnant, der die Kriegsschule absolviert, jedoch keine Aufnahme in den Generalstab gefunden hatte.
Da die Adressaten im Alter von neunundzwanzig bis vierunddreißig Jahren standen, war bei ihnen allgemeine Impotenz nicht anzunehmen, und man wäre versucht, des Mörders Voraus-

setzung, sie würden von dem Präparat Gebrauch machen, herzlich dumm zu nennen. Aber der Gedanke war verflucht gescheit. Denn er zog einen übersteigerten Ehrgeiz ins Kalkül. Um aus der Masse der „Troupiers" in die Kriegsakademie aufgenommen zu werden und hernach deren Lehrstoff zu bewältigen, bedurfte es eines asketischen Verzichts auf die Vorrechte und Vergnügungen der gewöhnlichen Offiziere. Mit Hilfe von Tonika und Injektionen hielten sich die künftigen Generalstäbler nächtelang wach, über Büchern und Heften hockend, nur von dem Wunsch beseelt, sich über die Truppe zu erheben, rasch zu avancieren und reich zu heiraten. Daß so Zielstrebige auch in einer Liebesstunde mehr hergeben wollen, als normalen Kräften entspricht, mußte ein Kenner ihrer Psychologie voraussehen. Prompt war das „stärkende Mittel" verschlungen worden, und nur die Warnung verhinderte auch andere, am eigenen Leibe zu erfahren, was der Absender mit den Worten „Wirkung verblüffend" gemeint hatte.

Wo aber lag der Beweggrund dieses versuchten Massenmords? Wollte ein fremder Staat die wichtigsten Offiziere des zukünftigen Feindes erledigen? Für diese Annahme sprach, daß Generalstäbler des jüngsten Lehrgangs aufs Korn genommen worden waren, denn die kämen selbst dann an die Front, wenn sich der Ausbruch des Krieges noch jahrelang verzögern sollte. War es ein antimilitaristisches Attentat, war es ein Akt sadistischen Wahnsinns? Möglicherweise sollte bloß ein einziger getötet werden, und das Gift wurde nur deshalb auch an andere gesandt, um die Spur des Täters zu verwischen. Nicht ausgeschlossen war ein als Mord getarnter Selbstmord, begangen aus Furcht vor postmortaler Entdeckung eines Verbrechens, vielleicht eines Verrats. Warum hatte Mader mitten im Schreiben eines zärtlichen Briefes das Mittel genommen? Warum den Diener weggeschickt? Stand Mader wirklich „eine halbe Stunde vor ...", wie Charles Francis den Zeitpunkt zum Einnehmen der Pillen vorschrieb? Dann wäre doch der Damenbesuch gekommen.

Am nächsten lag die Vermutung, daß jemand durch das Gift seine Vordermänner beseitigen wollte. Unter den Empfängern der giftigen Post befand sich, wie erwähnt, einer von jenen Oberleutnants, die trotz erfolgreicher Beendigung der Kriegsschule nicht in den Generalstab aufgenommen wurden, weil dieser komplett war. Gegen diesen Oberleutnant – er diente in Galizien – richteten sich die ersten Recherchen; aber auch jeder andere nicht in den Generalstab berufene Kriegsschüler schien seiner Umgebung verdächtig.

Einige Tage nach dem Tod Maders sandte ein Leutnant Waldherr aus Linz dem Kriegsministerium ein Schächtelchen mit der Anfrage zu, ob es der Verpackung der Pillen gleiche; in diesem Schächtelchen habe ihm der Oberleutnant Adolf Hofrichter, ein absolvierter Kriegsschüler, einige Stahlfedern geschickt. Waldherr meldete gleichzeitig, daß Hofrichter seinen Novemberurlaub auffallenderweise in Linz



verbracht hatte, statt, wie beabsichtigt, in Reichenau.
In der Tat sah das von Waldherr eingesandte Schächtelchen denen der Francisschen Sendung ähnlich, und ein Generalstabsoberst fuhr mit dem Chef der Wiener Sicherheitspolizei, Polizeirat Stuckart, nach Linz, wo Hofrichter im Korpskommando Dienst machte. Die beiden Herren beauftragten Hofrichter, nach Hause zu gehen und sie dort zu erwarten, da sie in einer Stunde eine Haussuchung vornehmen würden. Während die Kommission den Leutnant Waldherr verhörte, erfuhr sie, daß Hofrichter das Korpsgebäude nicht verlassen habe und in seinem Zimmer dienstliche Angelegenheiten erledigte. Befragt, warum er nicht nach Hause gegangen sei, erwiderte Hofrichter, er wolle seine Wohnung gleichzeitig mit der Kommission betreten, damit nicht die Vermutung auftauche, er hätte inzwischen etwas weggeschafft.
Nach erfolgter Haussuchung, bei der Hofrichter bereitwillig mithalf, eröffnete ihm die Kommission, es liege der Verdacht nahe, daß er mit Charles Francis identisch sei. Gelassen erwiderte Hofrichter, er habe, Gott sei sein Zeuge, nichts mit diesem gräßlichen Verbrechen zu tun.
Der Generalstabsoberst verließ ihn mit dem Befehl, sich binnen einer Stunde zur Verhaftung zu stellen. Zwar konnte Hofrichter, wenn er der Täter war, innerhalb dieses Zeitraums Schuldbeweise beiseite schaffen, andererseits aber konnte er sich auch erschießen, und das war es, was die Militärkreise am liebsten gesehen hätten: Eingeständnis unritterlicher Handlungsweise durch ritterlichen Tod.
Hofrichter erschoß sich nicht und wurde ins Wiener Garnisonsgericht gebracht.
Gleichzeitig zog Polizeirat Stuckart, der wegen seiner Erfolgslosigkeit in der Giftmordaffäre von der Militärkanzlei des Kaisers gerügt und von den Sozialdemokraten angegriffen worden war, in Wien ein. Die offiziöse Polizeikorrespondenz rührte die Reklametrommel für ihren Chef und streute ihm Weihrauch, indem sie ein triumphierendes Bulletin ausgab:
Vom Augenblick an, da man die Leiche des Hauptmanns Mader fand, hat die Polizei ihre Aufmerksamkeit auf den Oberleutnant Adolf Hofrichter in Linz gelenkt, der unter den ersten Anwärtern auf die Einberufung in den Generalstab figurierte, die Francis-Sendung aber nicht erhalten hatte. (In Wirklichkeit hatte die Polizei einen anderen galizischen Oberleutnant gerade deshalb verdächtigt, weil ihm die Pillen zugeschickt worden waren.)
Der Verdacht verdichtete sich dadurch, daß Hofrichter seine Ferien nicht in seiner Heimatstadt Reichenau in Böhmen, die er als Urlaubsziel angegeben hatte, sondern in Linz verbrachte, von wo er binnen weniger Stunden nach Wien und zurück fahren konnte. Aus diesem Grunde wurde eine Untersuchungskommission nach Linz entsandt. Sie forschte dort den Lebenswandel des Verdächtigen aus und erfuhr durch Umfrage (sic!), daß Hofrichter einem Kameraden zum Namenstag eine mit Stahlfedern gefüllte Schachtel geschenkt hatte, die vollkommen jenen mit dem Giftpulver glich. (Wie konnten die in Linz „Umgefragten" das wissen, sie hatten ja die Giftschachteln nicht gesehen?) Der beschenkte Offizier wurde ausfindig gemacht (sic!), bestätigte den Erhalt des Geschenks und legte die Schachtel vor. Mit Erstaunen und Bestürzung stellte die Kommission fest, daß die Schachtel den zum Versand des Pulvers verwendeten auf ein Haar glich.
Solcherart wurde das einzige Indiz, das eingesandte Schächtelchen, an das Ende einer Verdachtskette gesetzt wie ein abschließender Beweis. Polizeirat Stuckart glaubte, damit den endgültigen Sieg über alle Angreifer, hoch und gering, davongetragen zu haben.
Soweit aber war es nicht. Die sozialdemokratische „Arbeiter-Zeitung" deckte die Polizeitaktik auf, und ihr Lokalreporter Max Winter (der nachmalige Vizebürgermeister von Wien) bewies, daß die Polizei andere wichtige Spuren außer acht lasse und sich nur auf die vage Annahme von Hofrichters Schuld beschränkte. Merkwürdigerweise fand der Pressefeldzug der Sozialdemokratie gerade in dem ihr feindlichen Lager den stärksten Widerhall. Konservative und patriotische Kreise hielten es mit der Ehre der Wehrmacht für unvereinbar, einen Offizier ehrloser Handlungen verdächtigt zu sehen, und stimmten den Angriffen gegen die Polizei begeistert zu. Die deutschnationalen Abgeordneten wandten sich gegen den militärischen Untersuchungsrichter, den Auditor Jaroslav Kunz, der im Verlauf der Ereignisse an die Seite Stuckarts trat; sie beschuldigten Jaroslav Kunz, der ein Tscheche war, daß er aus tschechischnationalem Interesse die österreichische Wehrmacht schädigen wolle. (Diesen Vorwurf wertete Jaroslav Kunz nach dem Umsturz von 1918, als er in den tschechoslowakischen Staatsdienst übernommen wurde, für sich aus, indem er sich rühmte, während seiner österreichischen Dienstzeit bewußt sabotiert zu haben.)
Kunz und Stuckart fütterten die Öffentlichkeit mit „Sensationen" über das Privatleben Hofrichters. Schon als Kadettenschüler sei er wegen Streberei und Bosheit verhaßt gewesen; als verheirateter Mann habe er mit einer Gouvernante in einem Hotel übernachtet; seinem Schwiegervater habe er sich verpflichtet, binnen drei Monaten in den Generalstab berufen zu werden. Und dergleichen mehr.
In Böhmen lebte weder der angebliche Täter noch einer der als Opfer Ausersehenen, und ich konnte vorerst nur einige Offiziere herausfinden, die in der Kadettenanstalt Mitschüler Adolf Hofrichters gewesen waren; sie bestritten einmütig, jemals Heimtücke oder Skrupellosigkeit an ihm bemerkt zu haben, die angeblichen Eigenschaften Hofrichters, mit denen die Wiener Polizeipresse unausgesetzt operierte.
Gravierend blieb nur die unterbliebene Urlaubsreise nach Reichenau. Ich fuhr nach Reichenau, um mit den Verwandten Hofrichters zu sprechen. Sie klärten mich darüber auf, daß



Illustrationen: Karl Fischer

Adolf um Urlaub für den Sommer angesucht habe, ihn aber erst für den November bewilligt erhielt. Daß er im Winter mit seiner schwangeren Frau die Reise hierher machen werde, hatten seine Verwandten keine Minute lang erwartet.
Mein Bericht aus Reichenau beschrieb das winterliche Städtchen. Frost verbrannte Ohren und Nasen der Bewohner, die über die Schneehügel und die gletschergleichen Wege balancierten. Um vier Uhr nachmittags schon versank die Sonne hinter dem Fichtelgebirge, und nur der Schnee besorgte die Straßenbeleuchtung. Welch ein Einfall, jemanden des Mordes zu verdächtigen, weil er diese eisige Öde nicht zum Erholungsort für sich und seine im letzten Monat der Schwangerschaft befindliche Frau erkor!
Die Wiener Zeitungen, die bisher nur die Auffassung der Polizei vertreten hatten, fingen nun an, auch gegenteilige Meinungen zu zitieren. Hatten sie anfangs Hofrichter nur als „Giftmischer“ und „Meuchelmörder“ bezeichnet, so nannten sie ihn alsbald den „Täter“ oder den „mutmaßlichen Täter“, dann wurde „Hofrichter“ daraus und „Oberleutnant Hofrichter“, bis schließlich, und das war bereits demonstrativ, von „Herrn Oberleutnant Hofrichter“ die Rede war. Selbst die lammfrommsten Leitartikel sprachen davon, daß das Ansehen der Wehrmacht durch Ehrgeiz und Ungeschicklichkeit von Bürokraten gefährdet sei.
In Reichenau hatte ich Hofrichters Bruder kennengelernt, von dem ich einige Tage später folgenden Brief erhielt:

Sehr geehrter Herr Kisch! Hiermit möchte ich Ihnen über die letztaufgetauchte Sensationsnachricht ausführliche Auskunft zugehen lassen, aus welcher Sie ersehen werden, daß hier wieder eine bodenlose, niederträchtige Lüge vorliegt, der Sie, geehrter Herr Kisch, unbedingt entgegentreten müssen.
Mein Verwandter schreibt mir folgendes: „Ich brauche als Gifthändler nicht Buch über den Einkauf und Verkauf von Giften der Gewichtsmenge nach zu führen (und niemand tut dies auch), so daß nie etwas fehlen oder überbleiben kann. Man schreibt bloß die Mengen ein, die gegen Bezugschein der Bezirkshauptmannschaft ausgefolgt werden. Den Verkauf an Gifthändler brauche ich überhaupt nicht einzuschreiben.“
Das Stichhaltigste, woraus Sie, sehr geehrter Herr Kisch, ersehen können, daß der ganze Bericht über ein Manko nur wieder gemeine Sensationslüsternheit ist, ist die Tatsache, daß mein Verwandter, wie er mir vollkommen der Wahrheit gemäß berichtet, seit dem Jahre 1905 überhaupt kein Zyankali mehr führt. Sein letzter Einkauf stammt aus dem Jahre 1901. Die letzten schwarzen und somit gänzlich verdorbenen Reste wurden vor ca. 3 Jahren vernichtet. Seit dieser Zeit hat mein Verwandter mit Zyankali nichts mehr zu tun gehabt.
Von der Wahrheit dieser Angaben hat sich eine

Kommission Gewißheit verschafft. Indem ich Sie bitte, dies zu veröffentlichen, zeichne ich hochachtungsvoll

Karl Hofrichter

Reichenau b. Gablonz
15. 1. 1910

NB: Den Namen darf ich aus Geschäftsgründen nicht nennen, da mein Verwandter, wie er mir versichert, sonst zuviel Schaden hätte. Bitte dies aber nicht mit veröffentlichen zu wollen. Wiederholt ergebenst

d. O.

Dieser Brief war mehr aufgeregt als verständlich. Er dementierte eine Nachricht, von der ich nicht wußte, was sie enthielt und wo sie erschienen war. Anscheinend lebte irgendwo irgendein irgendwie mit den Hofrichters verwandter Chemiker oder Chemikalienhändler oder etwas Ähnliches, irgendein Winkelblatt seiner Gegend, das von der Verwandtschaft wußte, hatte ihn beschuldigt, dem Oberleutnant Gift geliefert zu haben, und irgendeine Kommission hatte sich von der Haltlosigkeit dieser Beschuldigung überzeugt. Ebensowenig wie der Name, der Verwandtschaftsgrad, der Beruf oder der Wohnort des Verwandten war die Art der Kommission genannt. Also konnte ich aus dem Brief nicht mehr als eine Notiz machen, und diese wurde von den Prager ausländischen Korespondenten an ihre Blätter telegrafiert, weil bei dem Aufsehen, das die Hofrichter-Affäre in der Welt hervorrief, überall auch das Belangloseste gedruckt wurde.

Aber die belanglose Meldung hatte ein unerwartetes Resultat. Denn zu dem matten Bildchen, das sie bot, wurde zu gleicher Stunde ein anderes Bildchen geliefert, und beide zusammen bildeten ein klares Diapositiv. Um alle Opposition und Diskussion mit einem Schlage zu beenden, hatte nämlich die Wiener Polizei tags vorher verlautbart, Hofrichter habe aus seiner Zelle zwei Kassiber geschmuggelt, in denen die Abkürzung „O. W. Frdtal.“ vorkam. Die Polizei ermittelte, daß diese Buchstaben „Onkel Wilhelm in Friedenthal“ bedeuten, und dieser Onkel sei Inhaber einer Drogerie. Sofort sei eine Kommission nach Friedenthal in Böhmen abgefertigt worden, und diese habe auf Grund der Geschäftsbücher Wilhelm Hofrichters das Fehlen eines Quantums von Zyankali festgestellt, das genau dem Gewicht des in den Pillensendungen enthaltenen Giftes entspreche. Dies wäre allerdings ein schweres Beweismoment gewesen, wenn nicht eben mit zufälliger Gleichzeitigkeit meine Meldung eingelangt wäre, daß der Onkel überhaupt keine Geschäftsbücher führe und kein Zyankali besitze. An der Wahrheit seiner Erklärung war nicht zu zweifeln, denn wäre eine Lieferung an Adolf Hofrichter bewiesen worden, dann hätte gegen O. W. Frdtal. ein Verfahren wegen Mitwisserschaft eingeleitet werden müssen.

Die offiziöse Verlautbarung war, soweit sie von den Schmuggelbriefen sprach, eine flagrante Verletzung des militärgerichtlichen Dienstgeheimnisses; soweit sie die Feststellungen der Kommission betraf, war sie das auch, und außerdem eine Lüge.

„Was gedenkt die Regierung gegen eine solche Art von halbamtlichen Eingriffen in ein schwebendes Gerichtsverfahren zu unternehmen?“ Vier Interpellationen von vier antagonistischen Parteien stellten im Parlament diese Frage. Es wurde gefordert, den Polizeirat Stuckart und den Auditor Jaroslav Kunz sofort und schonungslos zur Rechenschaft zu ziehen. Die Beseitigung der Maria-Theresianischen Militär-Prozeßordnung, die Abschaffung der Militärgerichte und Garnisonsgefängnisse und die Einsetzung einer parlamentarischen Untersuchungskommission im Fall Hofrichter wurden verlangt, was geradezu bedeutete, die Militärgerichtsbarkeit, wenn nicht gar die Armee der Volksvertretung zu unterstellen. „Gegen polizeiliche Willkür und militärische Feme“, hießen die Parolen der sozialistischen Versammlungen. Die Grundfesten der Monarchie wankten. Der Staat mußte etwas unternehmen, um sich zu retten.

Ein kluger Kriminalist, der in die Methoden der Verhöre wohl eingeweiht war, machte zu mir die paradoxe Bemerkung: „Wenn Hofrichter morgen nicht gesteht, ist er schuldig.“

Am nächsten Tage ging die amtliche Meldung durch die Presse: „Der wegen Verdachts des vollbrachten Giftmords und weiterer Giftmordversuche in Haft befindliche Oberleutnant Adolf Hofrichter hat heute in Gegenwart der versammelten militär-richterlichen Funktionäre ein unumwundenes Geständnis abgelegt und dieses schriftlich zu Protokoll gegeben.“ Damit waren alle Debatten zu Ende.

Mich hatte die Bemerkung des Kriminalisten darauf vorbereitet, daß die von der Entlassung bedrohten Beamten unter allen Umständen ein „Geständnis“ herbeiführen würden. Um so weniger konnte ich an die Aufrichtigkeit dieses Geständnisses glauben, als ich mich im Verlauf der Affäre mit dem Militärstrafverfahren vertraut gemacht hatte. Es enthielt eine einzigartige Bestimmung: Kein Mörder, selbst wenn er lückenlos überführt, selbst wenn er beim Mord beobachtet oder auf frischer Tat betreten wird, kann zum Tod oder auch nur zu lebenslänglichem Kerker verurteilt werden, falls er die Tat leugnet. Dieser Paragraph stammte aus der Zeit der hochnotpeinlichen Halsgerichtsordnung, in der es Aufgabe der Folterknechte war, entweder ein Geständnis herbeizuführen oder den Inquisiten unter den Marterinstrumenten sterben zu lassen.

Längst aber brauchte ein vor dem Militärgericht angeklagter Mörder die Folter nicht mehr zu fürchten, er konnte sich durch einfaches Leugnen vor der Todesstrafe retten. Geständnis war Selbstmord.

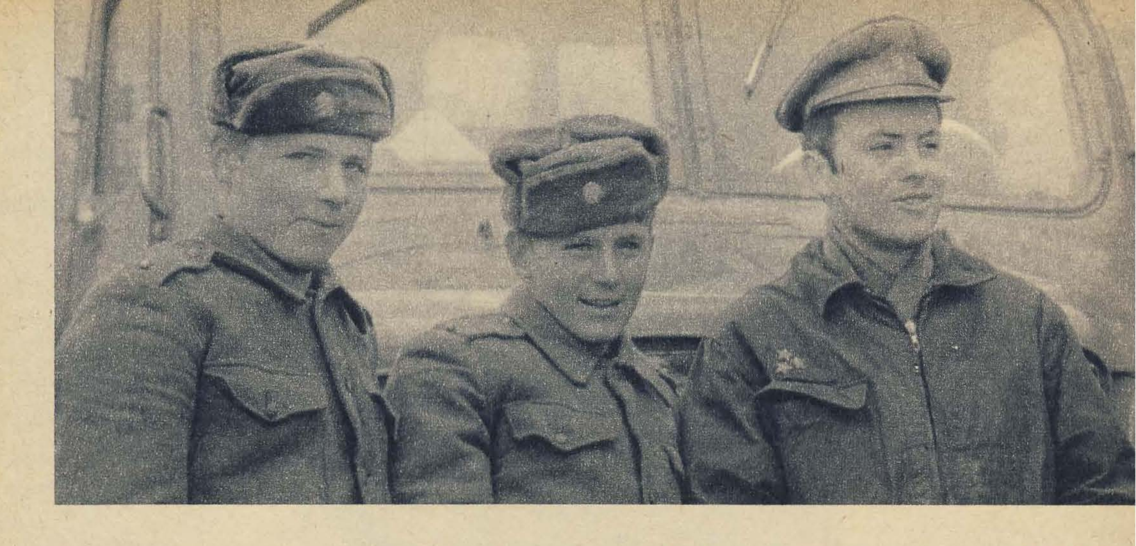
Weshalb also hatte Adolf Hofrichter gestanden? Erst beim Prozeß, zu dem ausnahmsweise eine Art von Berichterstattung zugelassen wurde, erfuhr man, daß das „unumwundene und schriftlich zu Protokoll gegebene Geständnis“

Fortsetzung auf Seite 69

Prosit Neujahr!



Es schläft der Tag wie eine weiße Flocke
und bleibt auch diese kleine Glocke stumm,
wir hängen's trotzdem an die große Glocke:
das alte Jahr hat seine Dienstzeit 'rum.

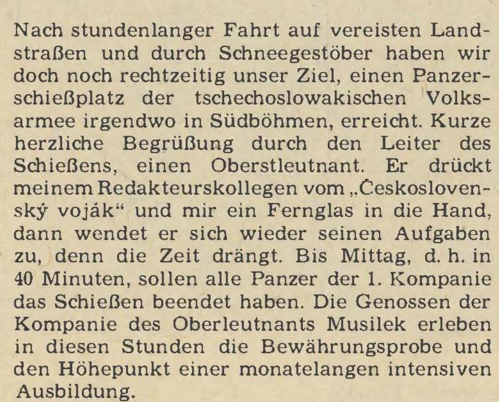


Begegnung am Kommandoturm

Eine Stippvisite bei tschechoslowakischen Panzersoldaten

Von Major Lothar Kitzing





Nach stundenlanger Fahrt auf vereisten Landstraßen und durch Schneegestöber haben wir doch noch rechtzeitig unser Ziel, einen Panzerschießplatz der tschechoslowakischen Volksarmee irgendwo in Südböhmen, erreicht. Kurze herzliche Begrüßung durch den Leiter des Schießens, einen Oberstleutnant. Er drückt meinem Redakteurskollegen vom „Československý voják“ und mir ein Fernglas in die Hand, dann wendet er sich wieder seinen Aufgaben zu, denn die Zeit drängt. Bis Mittag, d. h. in 40 Minuten, sollen alle Panzer der 1. Kompanie das Schießen beendet haben. Die Genossen der Kompanie des Oberleutnants Musilek erleben in diesen Stunden die Bewährungsprobe und den Höhepunkt einer monatelangen intensiven Ausbildung.

Sie schießen die „Nummer drei“. Diese Übung verlangt, ein festes Ziel aus der Bewegung heraus auf 1 200 Meter mit drei Granaten und zwei bewegliche Ziele auf 800 Meter Entfernung durch MG-Feuer zu bekämpfen. Der erste Schuß muß in den ersten 30 Sekunden erfolgen, sonst klappt das Ziel ab. In den nächsten 60 Sekunden müssen dann die beiden anderen Schüsse aus der Kanone fallen. Dann bleiben noch 140 Sekunden, um die zwei beweglichen Figurenziele mit dem MG zu treffen. Das Ganze dauert also 3 Minuten und 50 Sekunden. Wahrlich keine leichte Sache.

Von hier oben gibt es ein eigenartig erregendes Bild, wenn die T 54 auf den verschiedenen Bahnen wie dunkle Riesenschildkröten durch das grauweiße, verschneite Gelände kriechen, dicke blaue Rauchwolken ausstoßend.

Von Zeit zu Zeit kracht es dumpf oder grollt, und hier am Polygon-Schaltpult leuchtet ab und an ein Lämpchen auf: Treffer!

Ein Rundblick läßt keinen Zweifel daran: Es ist ein ideales Schießplatzgelände. Der Kommandoturm steht an der Peripherie eines ebenen, kreisförmigen Talkessels mit einem Durchmesser von 1 500 bis 2 000 Meter. Ihn umkränzen bewaldete Hügel.



Eine ausgezeichnete Besatzung und ihr Kompaniechef (von links nach rechts: Gefreiter Botko, Gefreiter Kunčev, Oberleutnant Musilek, Gefreiter Spurny, Soldat Durčanský.



Wieder donnert es hohl, und das Lämpchen leuchtet auf. Der Panzer, der den Schuß eben abfeuerte, schwankt auf diesem zerfurchten, zermahlten Gelände. Aber die Treffgenauigkeit wird dadurch nicht beeinflußt. Es sind Panzer mit Ejektor an der Kanonenmündung und mit Stabilisator. Diese Übung läßt sich nur mit stabilisierter Kanone schießen. Die Panzer sind sowjetischer Konstruktion, aber in der ČSSR gebaut. Der Leitende des Schießens tippt mich an und deutet nach draußen. Die vier Genossen, die jetzt dort als vier dunkle Punkte etwa 10 Meter hinter ihrem „Dicken" stehen und auf den Befehl zum „Aufsitzen" warten, werden nachher meine Gesprächspartner sein. (Der Genosse Oberstleutnant muß viel Vertrauen zum Können dieser Männer haben, wenn er sie vor vollbrachter Leistung offeriert.) Da spritzen sie auch schon los!
120 Sekunden haben sie Zeit, um „Zum Kampf bereit" zu melden.
Ich warte gespannt, mit dem Blick auf die Uhr.
Da – die zwei Minuten sind noch nicht um, und der Koloß setzt sich fauchend in Bewegung. Wieder 25 Sekunden, dann kracht es zum ersten Mal und kurz darauf noch einmal.
„Treffer mit 2 Schuß. Großartig!" sagt der Oberstleutnant lakonisch und ohne die Stimme zu heben, aber auf seinem Gesicht steht ein Schmunzeln.
Auch mich erfaßt ein Gefühl der Befriedigung, obgleich ich doch faktisch recht unbeteiligt bin. Aber es ist das Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen unseren Armeen, die Waffenbrüderschaft, die aus den gemeinsamen guten Interessen und Zielen erwächst.
Es rattert noch einmal, dann dreht der Panzer ab. Es ist geschafft. Die Besatzung des Gefreiten Kunčev hat „ausgezeichnet" geschossen, d. h. sie traf alle drei Ziele in der vorgegebenen Zeit; zur Bekämpfung des ersten Zieles benötigte sie nur zwei Granaten, obwohl drei Schüsse erlaubt sind.
Ich erfahre, daß bisher alle Besatzungen „gut" erreicht haben. Die Freude darüber merkt man dem Kompaniechef an, als wir ihn eine halbe Stunde später zu diesem Ergebnis beglückwünschen. Gemeinsam gehen wir dann die wenigen Schritte zu der verdienstvollen Besatzung. Alle strahlen. Da sind die monatelangen Anstrengungen nicht umsonst gewesen, und die Befriedigung über das Erreichte läßt sie jetzt sogar die Kälte etwas leichter ertragen, denn kalt ist es hier „oben". Der Talkessel trügt, er liegt immerhin 600 Meter über dem Meeresspiegel, und jetzt verstehe ich auch, daß die Spitzen der kaum 400–500 Meter hohen Berge in den Wolken liegen.
Die Soldaten und Offiziere des Panzerbataillons kampieren hier bereits die dritte Woche, es ist gleichzeitig als Winterlager gedacht. Sie vermissen zwar die relative Bequemlichkeit ihrer Kaserne, aber es ficht sie nicht an. Und im Gespräch wird es auch klar: Die Genossen wissen, wie wichtig ihre Arbeit ist und was sie zu schützen haben. Ihre Kaserne im 30 Kilometer entfernten Vimperk trägt den Namen „Vendelin Opatrny", ein Spanienkämpfer und Verfechter der tschechoslowakischen Einheit, der am Dukla-Paß fiel; ihr Regiment heißt „Regiment der Spanienkämpfer". Im Traditionszimmer wird dieser Name anschaulich belegt. Dort hängt auch eine große Karte von Südböhmen, dem Gebiet, für dessen wirksamen Schutz ihre Division einsteht. Und auf einer Tafel daneben heißt es:
„Merke Dir:
Dein Regiment erfüllt eine ehrenvolle und verantwortliche Aufgabe. Es schützt gemeinsam mit den Einheiten der Grenztruppen und der Volksmiliz die wichtigste Grenze unserer sozialistischen Heimat.

Das Regiment steht in der 1. Linie der Armeen des Warschauer Paktes. Die Staatsgrenze (West) ist von hier 19 km entfernt!"
Daß das so ist, daran erinnert die Soldaten und Offiziere der Gegner selbst: Nicht weit von hier spuckt der Sender Freies Europa tagtäglich Gift und Galle über unsere tschechoslowakischen Genossen und versucht, solche Kapitulanten und Verräter wie Ota Šik als Märtyrer und Volkshelden aufzupolieren. Oberleutnant Musilek winkt ab. „Inzwischen sind die Leute hier zur Besinnung gekommen. Wenn im Städtchen bestimmte feindliche Darstellungen und Losungen auftauchen, so finden unsere Soldaten selbst die richtige Antwort, oder wir klären die Dinge in offener Aussprache. Wir warten ohnehin nicht erst, bis die Hetze dieser Leute zu uns dringt, sondern erklären im Politunterricht unsere sozialistischen Prinzipien. Dabei können wir auch an die eigenen Erfahrungen der Soldaten anknüpfen, und sie erkennen das wahre Gesicht jener Renegaten und wohin uns das „Neue Modell der Wirtschaft" des Ota Šik und der darin konzipierte ökonomische und ideologische Ausverkauf nach dem Westen geführt hätte: zurück zum Kapitalismus. Wir können versichern, diese jüngste Vergangenheit hat uns die Lehre erteilt, wachsam zu sein und keine Handbreit von den sozialistischen Grundsätzen abzuweichen. Die Konsequenz unserer Regierung und die Konsolidierung werden von uns nach Kräften unterstützt."
So beeinflussen Tradition und aktuelle Politik gleichermaßen die Bereitschaft der Soldaten. Das ist auch der Hintergrund der Anstrengungen jener vier Genossen. Sie erklären mir die konkreteren Fakten ihres Kollektiverfolges. Richtschütze Gefreiter Spurny (20) macht den Anfang. „Wir sind jetzt etwas über vier Monate zusammen. Wir, das sind der Kommandant Gefreiter Stefan Kunčev, der Fahrer Gefreiter



Tomaš Botko, der Ladeschütze Soldat Andrej Durčanský und ich. Ich glaube, wir schießen so gut, weil wir uns auch sonst gut verstehen und zusammenpassen."

„Wir helfen uns gegenseitig", sagt Genosse Botko (20), „ein Kollektiv entsteht nur, wenn man nicht nur dienstlich zusammenarbeitet, sondern auch im alltäglichen Leben Kameradschaft hält."

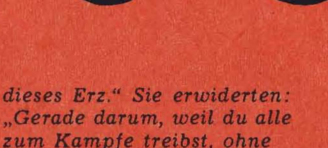
Sie sind alle vier ledig und unbeschwert. Wenn es klappt, gehen sie gemeinsam aus – ins Kino, in die Stadt bummeln oder tanzen. Der Kommandant, ein Bergmann aus dem Grubengebiet Ostrava-Karvinná, liest gern Spionageromane und Heimatsagen. Der Ladeschütze (21) ist Maurer aus Bratislava und spielt spanische Gitarre; früher in einer kleinen Freizeitband, jetzt im Soldatenklub. Der Richtschütze ist aus Prag, hat Abitur und arbeitete dort im volkseigenen Rennbahngestüt. Er will Zootechniker werden. Der Fahrer ist Landmaschinenschlosser und Traktorist und liebt Fußball und Basketball. Und alle anderen stellen übereinstimmend fest: Tomaš ist der Motor ihrer kleinen Gemeinschaft. In den 18 Monaten seiner Dienstzeit erhielt er fünfmal Sonderurlaub und sechs Belobigungen. Als einziger unter ihnen hat er auch bereits das Bestenabzeichen erworben, und er vor allem entwickelte die Initiative, daß sie sich vor einiger Zeit entschlossen, um den Titel „Beste Besatzung" zu ringen und „Beste Soldaten" zu werden. Sie sind also gewissermaßen die Schrittmacher der Kompanie. Dort ist der Titel „Bester Soldat" nicht so dicht gesät; nur acht Genossen sind bis jetzt Träger dieses Abzeichens. Die vier haben begründete Aussichten. Aber sie selbst fühlen sich gar nicht so als Vorbild. So groß ist der Abstand oder Unterschied zu den anderen Besatzungen nicht. Die ganze Kompanie steht im Wettbewerb und will „Beste Kompanie" im Bataillon werden.

Wir müssen Schluß machen. Die Technik will gewartet sein. Ich wünsche ihnen für ihr Vorhaben gutes Gelingen und verabschiede mich von ihnen in der Gewißheit, daß sie sich dem verpflichtenden Namen ihrer Einheit würdig erweisen werden und verläßliche Freunde an unserer Seite sind.



Illustration: Horst Bartsch

A N E K



Als in dem Kriege des Jahres 1814 Truppen in G. einrückten, erhielt der General v. L. sein Quartier im Hause des General-Superintendenten, eines sehr stolzen und hochmütigen Mannes. Der General nannte ihn immer: „Herr Pastor". Dies verdroß den Titelsüchtigen, und er sagte zu ihm: „Sie können mich wohl bei meinem mir zukommenden Titel, General-Superintendent, nennen, den mir mein gnädigster König zu verleihen geruht hat. Ich bin ebenso ein General über meine Prediger wie Sie über Ihre Soldaten!" Lächelnd erwiderte der General: „Das kann ich kürzer haben. Ich werde Sie Herr Kollege nennen." So nannte er ihn auch fortwährend.

●

Ein Trompeter wurde vom Feind gefangen. „Tötet mich nicht, Männer!" sprach er. „Ich tat keinem von euch ein Leid; denn ich besitze nichts als dieses Erz." Sie erwiderten: „Gerade darum, weil du alle zum Kampfe treibst, ohne selbst zu kämpfen, solltest du sterben."

●

Hinweis in einem Merkbüchlein für Offiziere: „Sie müssen dreizehn Muskeln bewegen, um die Stirn zu runzeln und nur zwei, um zu lächeln. Warum anstrengen?"

●

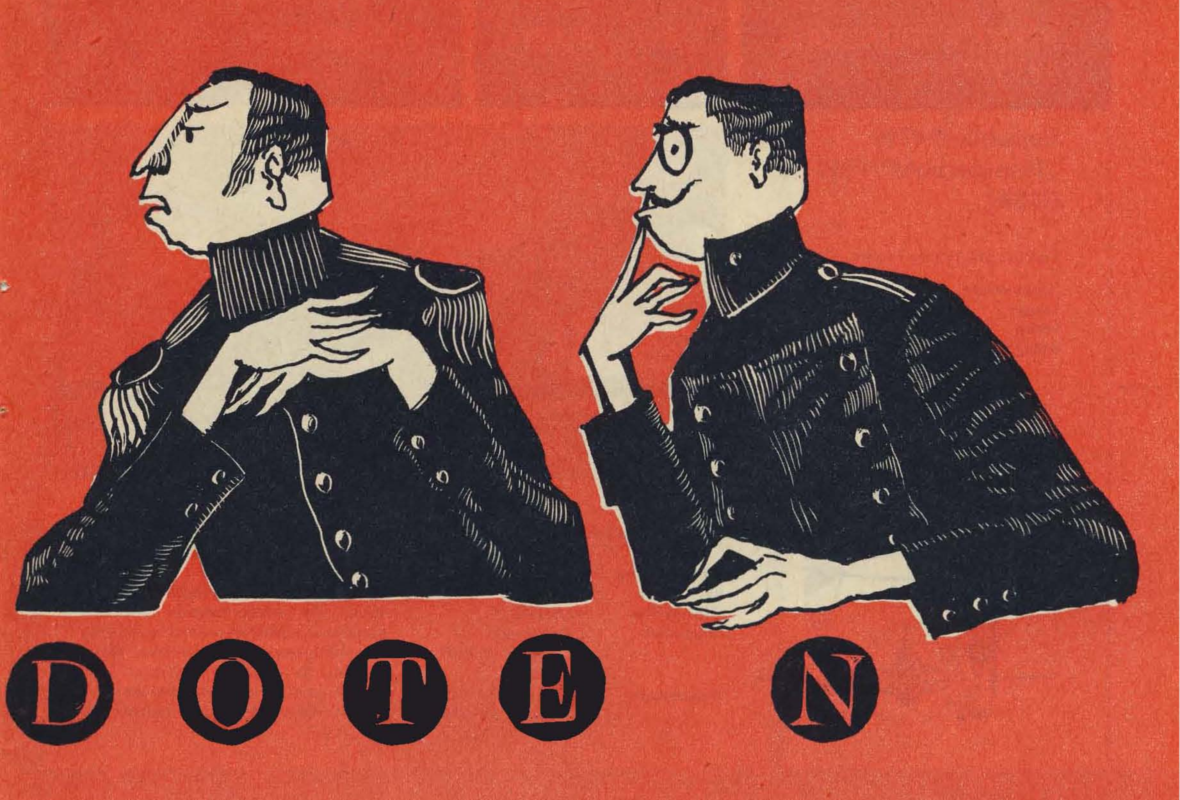
Leutnant von Zitzewitz, vom Ehrgeiz besessen, bei Casinoabenden zu brillieren, wendet sich an seinen Burschen: „Hammse wat Unterhaltsames?" Moritz hat: Er nimmt eine Handvoll Bohnen aus der Tasche und legt eine beiseite: „Was ist das?"
Der Herr Leutnant grübelt vergeblich. Moritz erläutert: „Bonaparte."
Abends im Casino ruft Zitzewitz: „Handvoll Erbsen!" Die Bedienung bringt das Gewünschte. Zitzewitz legt eine Erbse beiseite: „Nun raten Sie mal, meine Herren!"
Ratloses Kopfschütteln.
„Wissen Se nich?" fragt Zitzewitz triumphierend. „Napoleon! Was denn sonst?"

●

Ein Schweizer Unteroffizier beschwert sich beim Kompaniechef: „Der Gefreite Meier hat zu mir gesagt, ich solle ihn – Sie wissen schon. Was soll ich tun?"
Der Hauptmann geht, die Hände auf dem Rücken, zehn Minuten im Zimmer auf und ab. Dann bleibt er stehen und rät: „Ich tät's nicht."

●

Unterricht in einem preußischen Regiment über militärische Gepflogenheiten. „Kaczmarek", fragte der Unteroffizier, „was tun Sie, wenn Sie dem Herrn Feldwebel ver-



sehentlich auf die Füße treten?“
Kaczmarek sprang auf, knallte die Hacken und legte die Hände an: „Ich tu eins in die Fresse kriegen.“

•

Hauptmann von Donnersmark raunzt einen Untergebenen an: „Wenn Ihnen das einer glauben soll, dann müssen Sie sich schon einen Dümmeren aussuchen als ich bin, und den werden Sie schwerlich finden.“

•

Der Hodscha (alttürkischer Weiser) saß eines Tages im Badehause Timurlenk gegenüber. Beide waren nur mit einem Lendenschurz bekleidet.
„Welchen Preis würde man für mich zahlen, wenn ich ein Sklave wäre?“ fragte der Tyrann unseren Hodscha.
„Fünfzig Silbergroschen.“
„Dummkopf! Allein mein Lendenschurz ist fünfzig Silbergroschen wert“, rief der Tyrann.
„Natürlich!“ erwiderte unser Hodscha gelassen. „Ich habe ja auch nur die Schürze bewertet.“

•

Dem Feldmarschall-Leutnant Festetics war bei Königgrätz ein Bein zerschmettert worden. Sein Diener zerfloß in Mitgefühl.
„Jammere nicht, du Heuchler!“ rief der Blessierte. „Ich weiß, daß du froh bist, künftig nur noch einen Stiefel wichsen zu müssen.“

•

Ein amerikanischer Major bei der Landung 1942 in Nordafrika an seine Truppen: „Wir kommen nicht in Feindesland, Leute! Denkt daran! Seid höflich zu den Hottentotten! Wenn einer von den Häuptlingen behauptet, Afrika sei größer als Texas, so streitet nicht, sondern laßt ihm seinen Glauben!“

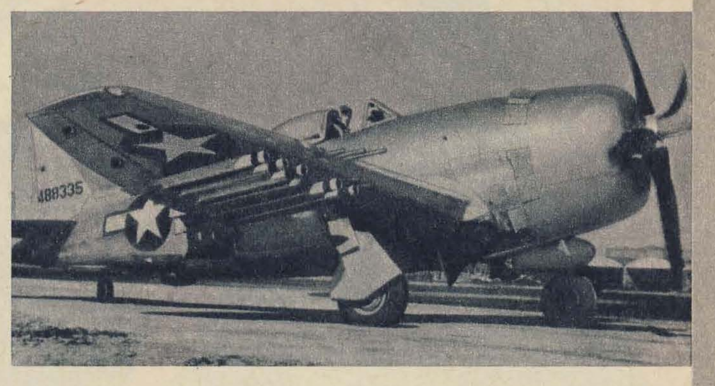
•

Ein russischer General verteilte zu Ostern brauchgemäß Eier an die Soldaten und sprach die Formel „Christus ist erstanden“ und erwartete die Antwort „Er ist gewiß auferstanden.“
Ein Grenadier schwieg. Nach dem Grunde seines unzeremoniellen Verhaltens befragt, erklärte er: „Möchte Eurer Exzellenz nichts rapportieren, was zweifelhaft ist.“

•

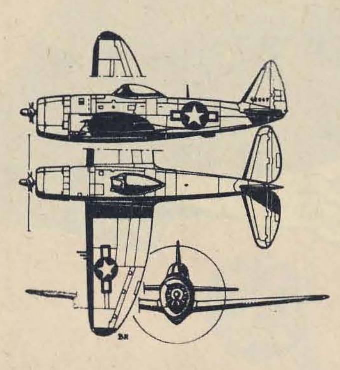
Die Frauen zweier hoher Militärs mit gleichem Dienstgrad stritten, wer bei Empfängen den Vortritt habe. Sie fragten Feldmarschall von Blücher, und der entschied: „Die größere Närrin soll vorangehen.“

Republic P 47 N „Thunderbold"/1944 (USA)



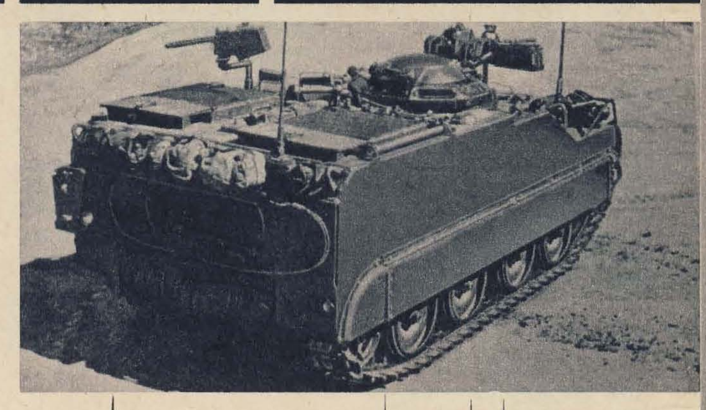
Taktisch-technische Daten:

Spannweite	12,98 m
Länge	11,00 m
Höhe	4,41 m
Max. Startmasse	9 390 kg
Höchstgeschwindigkeit	752 km/h in 9 900 m Höhe
Steigleistung	7 620 m/14,2 min
Reichweite	3 540 km
Gipfelhöhe	13 000 m
Triebwerk	1 Pratt und Whitney R 2800-57, 2 300 PS
Bewaffnung	bis zu 8×12,7-mm-MG u. verschiedene Außenlasten (ungel. Raketen)
Besatzung	1 Mann



Der Jagdbomber „Thunderbold" war eines der erfolgreichsten und am meisten eingesetzten amerikanischen Kampfflugzeuge des zweiten Weltkrieges. Er wurde in mehreren Versionen gebaut und auch bei der britischen Royal Air Force verwendet.

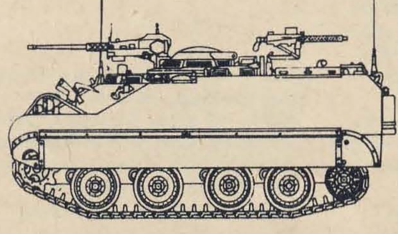
Aufklärungspanzer „LYNX" (Kanada)

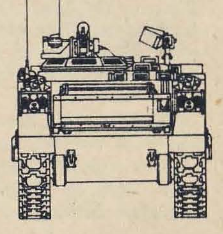


Taktisch-technische Daten

Masse	8,77 t
Länge	4 590 mm
Breite	2 410 mm
Höhe	2 180 mm
Höchstgeschwindigk.	
– Land	70 km/h
– Wasser	5,6 km/h
Motor	Diesel GMC 6 V53, 215 PS
Fahrbereich	523 km
Kletterfähigk.	610 mm
Watfähigkeit	schwimmfähig
Überschreitfähigkeit	1 500 mm
Bewaffnung	1 MG Cal.50 (12,7 mm); 1 MG 7,62 mm; Nebelwurfbecher
Besatzung	3 Mann

Der „LYNX" (Luchs) ist eine Abart des M 113 und kann auch als Funk- und Führungsfahrzeug genutzt werden. Fallschirmabwurf ist möglich.

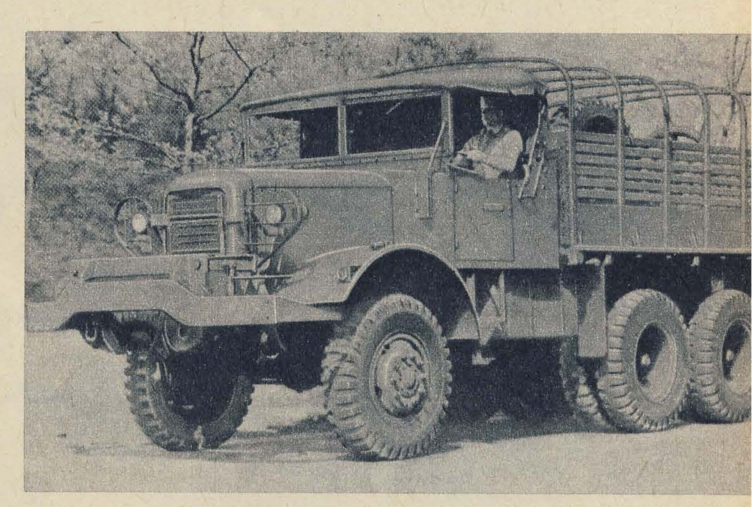




TYPENBLATT

FAHRZEUGE

LKW Mack NO 2/1942 (USA)



Taktisch-technische Daten:

Masse	13 201 kg
Länge	7 544 mm
Breite	2 616 mm
Höhe	3 150 mm
Radstand	3 962 / 1 473 mm
Nutzlast	7 500 kp
Motor	6-Zyl.-Otto Mack EY, 159 PS Leistung bei 2 100 U/min
Antriebsformel	6×6
Bereifung	12.00×24

Der LKW Mack der 7,5-t-Klasse wurde von 1942 bis 1944 in den Serien NO 1, 2, 3, 6 und 7 produziert. Er wurde hauptsächlich als Zugmittel für die 155-mm-Haubitze verwendet. Nach dem zweiten Weltkrieg war er noch bei den belgischen Streitkräften im Einsatz.

ARMEE-RUNDSCHAU
12/1970

TYPENBLATT

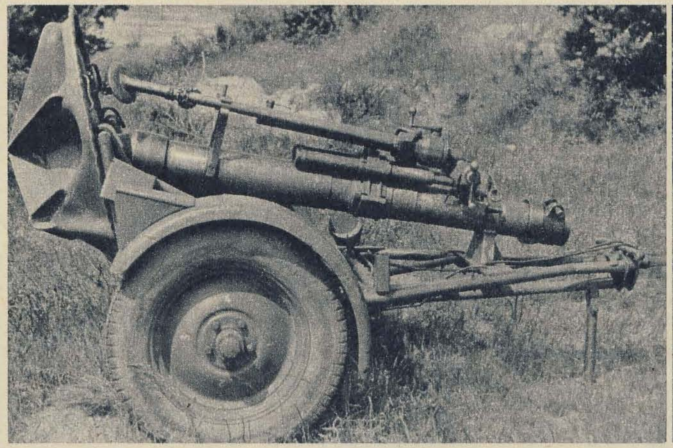
ARTILLERIEWAFFEN

Granatwerfer 38/43 (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Masse in Gefechtslage	275 kg
Masse in Marschlage	560 kg
Masse der Wurfgranate	15,9 kg
Kaliber	120 mm
Kadenz	10 Schuß/min
Anfangsgeschwindigk.	272 m/s
Schußweite	6 000 m
Bedienung	5 Mann

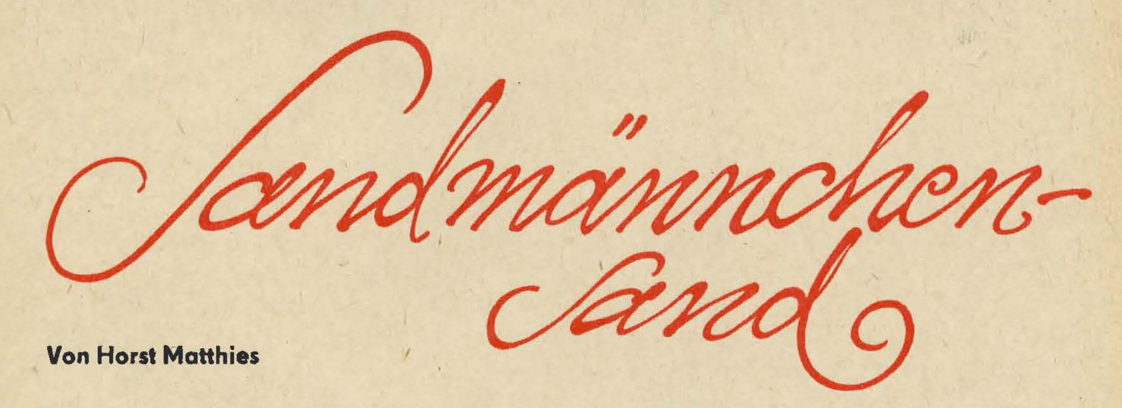
Der Granatwerfer 38/43 ist eine Steilfeuerwaffe, die zur Unterstützung der mot. Schützen eingesetzt wird. Sein Rohr ist glatt und hat keine Rücklaufeinrichtung. Der Granatwerfer wird zum Vernichten und Niederhalten lebender Kräfte und Waffen des Gegners innerhalb und außerhalb von Deckungen verwendet.







Über der Heide flimmert die Luft. Der Himmel hat keine Wolke. Badewetter. Prima Badewetter. Wunderschönes Badewetter. Schweißbadewetter.
Ich habe die Augen geschlossen und streiche mit Daumen und Zeigefinger darüberhin; von außen nach innen: zweimal, dreimal, viermal. Kleine gelbe Kreise schwimmen in blaßroter Leere. Sandkörnchen drücken. In den Ohren singt die Hitze.
Zweiunddreißig Grad im Schatten.
Wenn Schatten wär. Aber hier in der Heide ist kein Schatten. Dürres graues Gras ist hier und Heidekraut und niedrige verwachsene Kiefernkuscheln und Sand, viel Sand. Sandmännchensand. Sandmännchentraumsand.
„Wenn du hast", sage ich.
Er nickt mit dem Kopf und setzt sich auf die Grabensohle.
„Erst mal eine dampfen", sagt er.
Ich lausche auf das bohrende Gefühl in meinem Magen und schau wieder nach dem gegenüberliegenden Graben.
Wir haben seit dem Morgen nichts gegessen, seit wir hier in der Heide liegen. Und wir müssen noch bis zum Abend warten. Es ist wegen der Sicht. Der Versorgungspunkt der Kompanie liegt hinten im Wald. Einen Verbindungsgraben gibt es noch nicht.
Gefechtsnahe Ausbildung.
Im anderen Graben, dreihundert Meter vor uns sitzen die Schiedsrichter und registrieren



Sandmännchensand

Von Horst Matthies

Aber träumen darf ich nicht. Ich bin Gefechtsfeldbeobachter. Wir haben eine Übung.
Jetzt ist Nachmittag. Nachts sind wir marschiert, die ganze Nacht: fünfunddreißig Kilometer.
Ich streiche über die Augendeckel. Der Sandmännchensand drückt.
In blaßrotem klingendem Nichts schwimmen gelbe Kreise.
Wenn bloß diese Hitze nicht wär.
Fünfzehn Meter rechts von mir im Graben steht Helbig. Er ist diensthabender Schütze. Die Arme hat er auf die Armauflage der Stellung gestützt und den Kopf auf den Kolben der MPi gelegt. Auf seinem Stahlhelm glänzt die Sonne.
„Schlaf nicht!", rufe ich.
Er dreht seinen Kopf, schaut mich an, läßt den Blick in weitem Bogen über die Heide gleiten und legt das Kinn wieder auf den Kolben.
„Aaach", sagt er.
Nach einer Weile richtet er sich auf, lehnt den Rücken gegen die Grabenwand und nestelt den Kinnriemen des Stahlhelms aus der Schlaufe.
„Ich hab die Schnauze voll", sagt er. „Andere liegen im Strandkorb." Der Schweiß hat helle Spuren auf sein Gesicht gezeichnet. Unter dem Kinn glänzt ein linsenförmiger nasser Fleck, bikonvex.
„Kannst du Eier drauf braten", sagt er und tippt gegen die Rundung seines Stahlhelms.
jede Bewegung. Dann zählen sie auf:
Tote, Verwundete, vernichtete Waffen. Und Leutnant Rogalla bekommt schmale Augen bei der Auswertung.
Die Schiedsrichter haben ihre eigenen Spielregeln. Sie liegen nicht im Graben und peilen über die Brustwehr, sondern laufen oben entlang. Da sehen sie natürlich mehr.
„Blöde Spielerei", sagt Helbig. „Wenn wenigstens was los wär, daß man mal schießen könnte. Aber dieser Stumpfsinn: gucken und gucken, und dann wieder Sand schippen, und wenn die Sonne 'ne Weile draufgeschienen hat, rutscht alles wieder zusammen. – Wie die Sandflöhe".
Die Sandflöhe, das sind kleine, vierbeinige Käfer, schwarz und mit einem Rüssel. Sie krabbeln in Scharen auf der Grabensohle herum und versuchen an den Wänden hochzuklettern. Ein Stück schaffen sie immer, dann löst sich ein Sandkörnchen, und sie fallen wieder zurück. Wenn sie dann wieder auf die Beine gekommen sind, stürmen sie wieder gegen die Wand. Unermüdliches, schwarzes Gekrabbel.
„Wo ist denn Rogalla?" fragt Helbig.
Ich schau den Graben entlang. Fünfzehn Meter hinter Helbigs ist die Stellung von Rost. Rost schläft. Er hat sich die MPi in den Arm gelegt wie einen Blumenstrauß. Sein Mund steht offen. Und wieder fünfzehn Meter weiter



Illustration: Wolfgang Würfel

hockt Tietze, eigenartig verrenkt. Und wieder fünfzehn Meter und wieder und wieder und wieder. Zwei Stunden Ruhe, hat Leutnant Rogalla befohlen. Auf die Brust gesunkene Köpfe, merkwürdig verrenkte Arme und Beine, von der Hitze erdrückter Schlaf. Leutnant Rogalla hockt ganz am Ende des Grabens beim Beobachter der dritten Gruppe, Wahrscheinlich agitiert er wieder: Nehmen wir einmal den Fall, Sie würden im Ernstfall hier liegen, wird er sagen. – Natürlich werden Sie voraussichtlich nicht im Ernstfall hier liegen. Dafür liegen Sie ja jetzt hier, daß Sie nicht in einem Ernstfall hier liegen müssen. Aber das hängt ja nicht alleine von uns ab, wie Sie wissen. Wenn das alleine von uns abhinge, brauchten wir überhaupt nicht hier liegen. – Also nehmen wir mal den Fall ... Seine Reden sind lang und eindringlich, aber sie reizen zum Widerspruch, weil man alles schon weiß, was er zu sagen hat, und weil es eigentlich nichts dagegen zu sagen gibt, weil es stimmt, was er sagt. Das reizt zum Widerspruch, daß es stimmt und daß man es sich trotzdem immer etwas bequemer macht, als gefordert wird. – Aber die greifen doch nicht an, bei der Hitze, wird der Beobachter sagen, und Leutnant Rogalla wird die Diskussion abbrechen, weil er merkt, daß der andere nach einer Entschuldigung sucht für etwas, für das es keine Entschuldigungen gibt: Erfüllen Sie Ihre Aufgabe!

„Der hält Kube eine Predigt", sage ich.

„In der dritten Gruppe?", fragt Helbig.

Ich nicke.

Helbig rückt sich zurecht und drückt den Kopf gegen die Grabenwand. Da ist ein bißchen Schatten.

„Ich zieh einen ein", sagt er. „Weck' mich, wenn was ist."

Eigentlich dürfte ich das nicht mitmachen. Helbig ist diensthabender Schütze. Ich bin nur Beobachter. Wenn sich im anderen Graben wirklich etwas zeigen würde; ehe Helbig munter wird, ist das schon lange verschwunden. Aber dort rührt sich nichts, schon eine ganze

Stunde lang nicht, seit ich beobachte. Die werden auch schlafen.
Ich setze das Fernglas vor die Augen und schau hinüber. In meinem Magen rollt der Hunger eine eiserne Kugel hin und her. In den Augen drückt die Müdigkeit. In den Ohren singt die Hitze.
Ein Eisbein müßte man jetzt essen. Ein kühles Gartenrestaurant, vor der Terrasse ein See, grüne Waldmeisterlimonade, einen halben Liter gleich, und das Eisbein auf dem Teller, weich und rosa, mit Erbspürree und Sauerkraut.
Als wir auf Hochzeitsreise waren, haben wir Eisbein gegessen und Waldmeisterlimonade getrunken, und Brigitte hat gelacht, weil der Kellner nicht verstehen konnte, wie man zu Eisbein Waldmeisterlimonade trinken kann; zum Eisbein gehört doch ein anständiges Pils und ein Korn zum Spülen.
Anschließend sind wir gesegelt. Mit dem Mann, der an unserem Tisch gesessen hatte. ‚Fernsehen, guck ich mir nur an, was Spaß macht', hatte er gesagt. ‚Vietnam und das alles dreh ich ab. Das ist Sadismus, den Leuten immer wieder so was zu zeigen; wie sie einem in den Bauch treten.' Darüber waren wir ins Streiten gekommen. ‚Das ist ja wohl auch das Einfachste', hatte ich gesagt, ‚einfach abdrehen.' Und dann wäre Brigitte bald noch ertrunken. Auf der Hochzeitsreise! Sie hatte so einen Schreck bekommen, als das Boot umkippte, daß sie plötzlich nicht mehr schwimmen konnte. ‚Hilf mir doch', hat sie immer gerufen, aber ich hatte mich mit dem Fuß in einem Strick verfangen ... Fünfig Meter vor mir steigt eine gelbe Staubwolke nach oben. Eine Dunstglocke hat sich gelöst, Thermikblase. Paradies für Segelflieger. Bis viertausend Meter können sie damit aufsteigen.
Über die Heide schleicht ein brütend warmer Hauch. Er gleicht den Druckunterschied aus. Kühlung ist das nicht, eher Belästigung. Segelflieger müßte man sein.
Im anderen Graben rührt sich nichts. Nicht mal ein Schiedsrichter ist zu sehen.
Wenn nur dieses Drücken in den Augen nicht wär. Dieser verdammte Sandmännchensand. Wie lange bin ich eigentlich schon munter? – Zweiundzwanzig Uhr war Alarm. Ich wollte gerade ins Bett. Ich hatte Stubendienst und hab mich anschließend noch geduscht. Seit sechs war ich auf den Beinen, Frühsport und Revierreinigen und Sturmbahn. Jetzt ist es halb drei. Das sind erst mal vierundzwanzig Stunden, von halb drei bis halb drei und dann noch mal bis früh sechs. Vierundzwanzig und dann bis sechs, das sind? ... Wieviel ist denn bis sechs ..., von drei bis sechs. Kann ich denn nicht einmal mehr rechnen? Drei bis sechs? Was machen die denn dort? – Ach, eine Scheibe haben die aufgestellt, eine hellgrüne Scheibe. Wozu das gut sein soll? Sieht aus wie ein Segel. Ein hellgrünes Segel. Veronika. Wie komme ich denn auf Veronika. Brigitte heißt doch Brigitte. Ach, das Boot heißt so. Und ich mit Stahlhelm, Badehose und Stahlhelm.
Die Käfer kommen über die Heide gekrochen. Zu Tausenden kommen sie über die Heide gekrochen. Und der Mann schaltet den Fernseher aus, aber er geht nicht auszuschalten. Er geht einfach nicht auszuschalten. Die Käfer kriechen und kriechen und treten ihn mit Stiefeln in den Bauch, und der Mann hat die Zähne zusammengebissen. Nur die Augen hält er offen.
Wozu liegen Sie denn hier? fragt Leutnant Rogalla. Da steigt die gelbe Wolke auf, die riesige gelbe, feurige Wolke. Sengende, blendende Hitze. Gelbe Kreise in blaßrotem Nichts. Hilf mir doch, schreit Brigitte. Hilf mir, hilf mir doch. Aber ich steige mit der Wolke. Viertausend Meter. So hilf mir doch!
„Wozu liegen Sie denn hier, Franke? Genosse Franke!" Ich mach' die Augen auf. Neben mir steht Leutnant Rogalla.
„Wozu liegen Sie denn hier?" fährt er mich an und dann zu Helbig: „Na, schießen Sie schon!" Vor uns, im Graben gegenüber werden Scheiben hochgehalten, hellgrüne Scheiben. Helbig schießt. Die Platzpatronenhülsen springen nach der Seite in den Sand.
„Halb links, 0 – Punkt zwei, hundert Meter vor ...", rufe ich ihm die Zielzuweisung zu. Die Scheiben verschwinden wieder.
„Kommen Sie her, Genosse Helbig", sagt Leutnant Rogalla. Helbig kommt gebückt durch den Graben gelaufen.
„Gefreiter Helbig auf Ihren Befehl zur Stelle", meldet er. Leutnant Rogallas Stimme ist wieder ruhig. „Sie sind die Diensthabenden", sagt er. „Die Sicherheit des ganzen Zuges ist Ihnen anvertraut", sagt er. „Nehmen wir einmal an", sagt er.
Wir hocken in meiner Stellung und hören uns Leutnant Rogallas Rede an. Es ist eine Rede, die zum Widerspruch reizt, weil man alles das weiß, was es zu sagen gibt, weil man es ganz genau weiß und weil es stimmt und weil man es aber trotzdem nicht so ernst nimmt, wie es ist, weil es bequemer ist, es nicht so ernst zu nehmen.
Helbig hält den Kopf gesenkt und schiebt mit der Stiefelspitze Sand über die schwarzen Käfer. Ich halte den Kopf gesenkt und versuche Brigittes Schrei aus dem Ohr loszuwerden: So hilf mir doch.
„Meinen Sie denn, für mich ist das einfach?" sagt Leutnant Rogalla.
Nein, einfach ist es nicht für ihn. Er hat die Sonne gegen sich und den gelben Sand, den ganzen gelben Sandmännchensand und die Bequemlichkeit, die alles gar nicht so ernst nehmen will, wie es ist, die sich lieber der Sonne unterwirft und den Sandmännchensand und ihn allein läßt.
„Gehen Sie wieder in Ihre Stellung", befiehlt er, „und nehmen Sie Ihre Aufgabe ernster". Dann läuft er wieder gebückt den Graben entlang. „Nehmen wir einmal an ... Der will doch bloß glänzen, mit seinem Zug", sagt Helbig. Ich schau auf die Käfer, die wieder aus dem Sand hervorkrabbeln, den Helbig über sie geschoben hat.
„Nein", sage ich, „da hast du nicht recht."

Zyankali GEGEN DEN GENERALSTAB

Fortsetzung von Seite 54

folgenden Wortlaut hatte: „Ich habe in unzurechnungsfähigem Zustand gehandelt. Ich wußte nicht, was ich tat."
In der Gerichtsverhandlung jedoch erhob Hofrichter die Finger: „Ich schwöre vor Gott, dem Allmächtigen, daß meine Seele rein ist und daß ich nicht belastet bin mit dem Verbrechen, dessen ich beschuldigt werde."
Der Militärgerichtshof hätte auf Todesstrafe erkennen müssen, wenn das seinerzeitige Geständnis als Geständnis angesehen worden wäre. Aber Hofrichter wurde nur zu zwanzig Jahren Kerker verurteilt.
Beim Umsturz 1918 saß Hofrichter in der Strafanstalt Möllersdorf. Er weigerte sich, sie zu verlassen, auch als die anderen sechshundert Häftlinge, dem Beispiel ihrer Wachmannschaft folgend, bereits in alle Winde zerstreut waren. Obwohl er den Entlassungsschein und sogar einen Auslandspaß besaß, wollte er auch den Bescheid seiner Begnadigung haben. Das Justizministerium der neuen österreichischen Republik beschied sein Gesuch abschlägig und verfügte, Hofrichter habe bis zum Abschluß der Strafsache in Gewahrsam zu bleiben.
Bald aber wurde Hofrichter dennoch entlassen. Er wohnte in Wien und änderte seinen Namen. In einer Korrespondenz, die ich mit dem Freigelassenen führte, fragte ich ihn, wie sein seinerzeitiges Geständnis zustande gekommen war und welchen Ursprung des Giftes das Gericht angenommen hatte, und erhielt folgende Antwort:

Hochgeehrter Herr! *Wien, am 26. März 1928*

Ihr gütiges Schreiben, das ich heute durch Herrn Dr. Krasznas Liebenswürdigkeit erhielt, erfüllt mich mit großer Freude.
Innigen Dank!
Ihre frdl. Mitteilungen über das Buch Kunz' haben mich natürlich sehr interessiert. Wenn Sie bedenken, daß wir Offiziere, besonders die vom Stab, die Auditore stets als eine Gattung minderer Art behandelten, daß mir als Oberleutnant sogar ein gewisses Recht gegen Stabsauditore zustand, als ich beim Stab diente, und wenn Sie nun bedenken, daß mich ein solcher Mann in die uneingeschränkte Macht bekam, um sein Mütchen an mir zu kühlen, er, der Ultračeche, mir Urdeutschen gegenüber, so werden Sie so beiläufig ahnen, daß ich schon verurteilt war, bevor man mich nur verhörte. Es ist ganz richtig, wenn Kunz sich nun als Určeche ausgibt. Er war kaisertreu, nur soweit die Gage reichte. Der beste Beweis, daß er beim Umsturz fluchtartig Wien verließ, denn am Tage meiner Freiheit, als ihn seine Opfer suchten, war er schon in Prag in Sicherheit. Wie der Mann vor mir Furcht hatte, vor der Wahrheit, wie er noch bis zum letzten Augenblick mich unterdrückte, darüber habe ich interessante Dienstbriefe aus dem Akt Möllersdorf mir angeeignet, die alles dokumentarisch bestätigen.
Sie interessiert mein Geständnis. Es war ein Kuhhandel zwischen Kunz, den Psychiatern und mir, das zu schildern wie ein Ulk sich ausnehmen würde, und kam nach einer Nacht und einem Tag zustande, an dem ich sechzehn Stunden lang immerfort über das Gift verhört und bis zur Besinnungslosigkeit zermürbt war. Wie ich später erfuhr, war das an dem Tage, an dem mein Onkel, der eine Drogerie besaß, öffentlich bewies, daß ich es nicht von ihm besaß.
Das aber war die ganze Theorie von Kunz gewesen, weil ich von diesem Onkel im Jahre 1904 Chemikalien für Photographie bezogen hatte. Niemals aber hatte er mir Gift gesandt, und nach Postbelegen ergab sich, daß eine Zusendung ausgeschlossen war, und persönlich hatten wir uns nie getroffen.
Beim „Geständnis" war ich in Verlegenheit, woher ich das Gift beglaubigen sollte. Ich gab an, es im Jahre 1904 von meinem seither verstorbenen Vater bekommen zu haben. Der war tot, konnte nicht leugnen. Und siehe da, die Sachverständigen sagten nun, dies sei möglich. Auf einmal hielt es sich anstandslos 5 Jahre! Noch dazu, wo ich die Hitzen der Herzegowina mitmachte, wo es sicher in Luft aufgegangen wäre. Kunz sah selbst ein, ich lüge, hatte nie dies Gift: wozu auch? Aber ich mußte eben verurteilt werden, und da nahm man halt an, ich hatte es.
Ich stehe Ihnen jederzeit gerne zur Verfügung; und indem ich Ihnen nochmals für all Ihre unvergeßliche Güte innigst danke, verbleibe ich mit dem Ausdrucke besonderer Hochachtung
Ihr ganz ergebener
Adolf H.

„. . . ich mußte eben verurteilt werden", sagt Adolf H. in diesem Brief, aber er, der in der Haft wenig von den Stürmen um seine Person erfuhr, weiß nicht, daß es weniger auf seine Verurteilung als auf sein Geständnis und weniger auf sein Geständnis als auf die Veröffentlichung des Geständnisses ankam. Nur sie konnte eine Clique retten, die in seinem Fall besonders karrierelüstern und reklamesüchtig vorgegangen war.
Was mir dieser Brief des ehemaligen Oberleutnants des ehemaligen Namens Adolf Hofrichter Neues enthüllte, war sein Charakter. Wie er stolz darauf ist, als Offizier den Militärbeamten übergeordnet zu sein, wie er betont, daß ihm als Oberleutnant sogar die Superiorität über Stabsauditoren zustand, wie er den Ultratschechen dem Urdeutschen entgegensetzt, wie er sich brüstet, nur aus Furcht vor ihm sei Kunz geflüchtet, das gefiel mir nicht.
Großmannssucht und chauvinistische Herrenmoral atmen aus dieser Sprache, die der Sprache Adolf Hitlers gleicht. Deshalb habe ich ihm nicht geantwortet. Gott verzeih mir, wenn ich ihm unrecht tat, aber ich wollte auch mit diesem Adolf H. nichts zu tun haben.

Feriendias

im besten Licht

ASPECTAR 150A

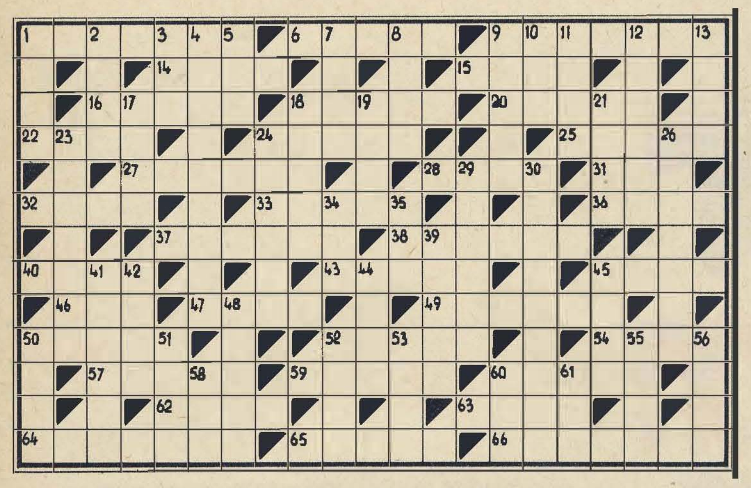
Kleinbildwerfer mit Bildbandführung



Nichts geht über einen schönen Urlaub. Vergangene Tage werden durch Ihre Feriendias in die Gegenwart zurückgeholt. Lebensecht und strahlendhell. Mit dem Heimprojektor ASPECTAR 150 A werden Dias zum leuchtenden Mittelpunkt vieler unterhaltsamer Abende. Leicht, klein und leistungsstark, das sind die Vorzüge, die für den Kleinbildwerfer ASPECTAR 150 A sprechen. Eine 150-Watt-Lampe sorgt für ein gut ausgeleuchtetes und brillantes Schirmbild. Zur Vorführung von 35-mm-Kleinbildstreifen steht eine spezielle Bildbandführung zur Verfügung.

Kombinat VEB PENTACON DRESDEN

PENTACON





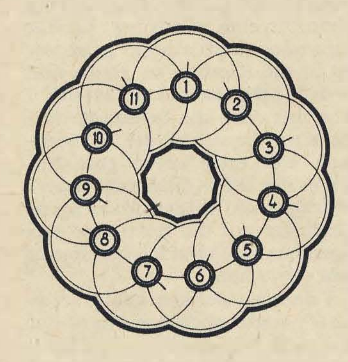
48. Nebenfluß der Rhône, 50. Führungsorgan eines Truppenkörpers, 51. italienischer Maler, 52. altägyptische Landschaft, 53. Stadt in Vorderasien, 55. Trennwort im Telegramm, 56. Theaterplatz, 58. Laut, 60. Gewässer, 61. das Universum.

WÖRTER IN KREISEN

Die zu suchenden Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in Uhrzeigerrichtung um das Zahlenfeld.

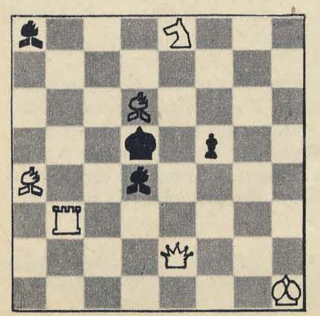
1. Fußteil, 2. schweizerischer Mathematiker, 3. Niederschlag, Dunst, 4. Einschnitt, 5. russischer Maler, 6. Körperorgan, 7. Märchengestalt, 8. Krebstier, 9. finnisches Dampfbad, 10. Nadelgewöchs, 11. Gebärde, Handbewegung.

Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben der Außenfelder – von 1–11 gelesen – die Bezeichnung für die Richtungsbestimmung für See- und Luftfahrzeuge mittels elektromagnetischer Wellen.



SCHACH

Matt in zwei Zügen (A. Baars)



KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Fluß in Zentralasien, 6. Gartengerät, 9. militärische Bezeichnung für: Kampf, 14. kleines Verschlußteilchen, 15. Bezirksstadt in der DDR, 16. Saiteninstrument, 18. Längenmaß, 20. Eiland, 22. Gegenstand, 24. Grünfläche, 25. Unterarmknochen (Mehrzahl), 27. Oper von Weber, 28. Küchengerät, 31. Nebenfluß der Wisła, 32. Wärmespender, 33. Gattung, Art, 36. Bewohner einer Sowjetrepublik, 37. Lackermassen mit einem Korndurchmesser von über 60 mm, 38. Festtagsgebäck, 40. Süßwasserfisch, 43. Musikzeichen (Mehrzahl), 45. weiblicher Vorname, 46. Vertiefung, 47. Schilf, Röhricht, 49. griechischer Maler des 4. Jahrhunderts v.u.Z., 50. klangvoll, volltönend, 52. Fluß in Frankreich, 54. Berg bei Innsbruck, 57. Modelliermosse, 59. Gefährt, 60. Wettkampfbeginn, 62. Bühnenwerk von Ibsen, 63. Schnur, Strick, 64. viersitziger Reisewagen des 17./18. Jahrhunderts, 65. Organ der Kletterpflanze, 66. Sonnen- oder Mondfinsternis.

Senkrecht: 1. Lohn des Soldaten, 2. Nebenfluß des Rheins, 3. Stufe der alpinen Trias, 4. Dienstgrad bei der Armee, 5. Gottheit der nordischen Mythologie, 7. Stadt in Frankreich, 8. harziges Holz, 9. Saiteninstrument, 10. Hausflur, 11. abgeschrägte Kante, 12. berühmte Opernsängerin, 13. Fischfett, 17. Wettkampf im antiken Griechenland, 18. Oper von Jules Massenet, 19. Prüfungsexperiment, 21. weiblicher Vorname, 23. Titel des ersten Teils von Dantes „Göttlicher Komödie", 24. getrocknete Weinbeere, 26. Imperialistisches Staatenbündnis, 29. Hohn, Spott, 30. Lehre von der Bewegung geworfener oder geschossener Körper, 34. Hirschtier, 35. französisch: ist, 39. Scheunenboden, 41. Nachrichtenspezialist bei der Armee, 42. englische Hochschulstadt, 44. Musikwerk, 45. Provinz in Saudi-Arabien.

Auflösungen aus Nr. 11

KREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Selen, 5. Ukraine, 10. Halma, 13. Osmin, 14. Heine, 15. Etmal, 17. Ostende, 21. Feige, 23. Lee, 24. Lens, 27. Rate, 29. Sen, 30. Enns, 32. Ernte, 34. Ufa, 35. Rest, 36. Tasse, 39. Ornat, 41. Darre, 44. Orion, 46. Ara, 47. Aal, 48. Inger, 51. Fliegerabwehrrakete, 54. Egeln, 56. Elm, 57. Lot, 58. Mirat, 60. Eagle, 62. Erker, 64. Messe, 66. Oran, 68. Nut, 69. Nitra, 70. Reep, 73. Akt, 74. Land, 76. Line, 79. Ina, 80. Silbe, 81. Antenne, 85. Basar, 86. Stiel, 87. Reger, 88. Nisse, 89. Liestal, 90. Ornis. – **Senkrecht:** 1. Siele, 2. Lumen, 3. Nall, 4. Omen, 5. UNO, 6. Rat, 7. Inn, 8. Ehe, 9. Riga, 10. Hefe, 11. leise, 12. Agent, 16. Tenor, 18. Señora, 19. Elen, 20. Deut, 22. Geste, 25. Eis, 26. See, 27. Radar, 28. Tor, 31. Stollen, 33. Traber, 35. Rentier, 37. Anina, 38. Segel, 40. Akelei, 42. Alane, 43. Riems, 44. Ode, 45. Ife, 46. Arm, 47. Art, 49. Ger, 50. Rot, 52. Elend, 53. Horten, 55. Gorki, 59. Arena, 61. Goa, 62. Eton, 63. Knie, 64. Mal, 65. San, 66. Oasen, 67. Atlas, 71. Eisen, 72. Paris, 74. Lese, 75. Neid, 77. Inge, 78. Ebro, 81. All, 82. Tee, 83. Nut, 84. Erl.

FULLRÄTSEL. 1. Garnitur, 2. Karawane, 3. Bernhard, 4. Stendhal, 5. Partisan, 6. Barkasse, 7. Elektron, 8. Algerien. – Garnison

SCHACH. Der hübsche Entfesselungsschlüssel 1. Te3! provoziert die Kreuzschachabspiele 1. . . . Da1 † 2. Ta3 † Dd4 3. Ta5 matt und 1. . . . Dh8 † 2. Te8 † Dd4 3. Tc8 matt. Auf 1. . . . d5 folgt 2. Te6 3. Db6 bzw. 3. Tc6 matt, andere schwarze Züge führen zu Kurzmatts.



Ich lief wie angestochen im Zimmer hin und her, rauchte eine Zigarette nach der anderen. Das war alles, was ich im Moment tun konnte. Fünfzehn Jahre war ich jetzt Meister in dieser Abteilung, und in diesen fünfzehn Jahren war durchaus nicht alles glatt gegangen bei uns. Acht Schichtbrigaden, hundert Menschen, das gibt einen ganzen Packen Probleme und Konflikte. Diesmal war ich „an der Reihe", und ich wußte, daß mir in meiner miserablen Lage keiner helfen konnte — nicht mal die Kripo. Ich war selbst schuld an allem, und von dieser Schuld konnte mich niemand und nichts reinwaschen: Das Prämiengeld war weg, 860 Mark — ich durfte gar nicht daran denken!

Während der Frühstückspause hatte ich den Kollegen von der Frühschicht ihre Prämien ausgezahlt, dann hatte ich das übrige Geld wieder in das Schubfach meines Schreibtisches gepackt und verschlossen. Aber was ist ein Kastenschloß schon für eine Sicherung! Es war leichtsinnig, grenzenlos leichtsinnig gewesen, zum Mittagessen in die Kantine zu gehen und das Geld dort in dem Schubkasten zu lassen!

Genau das hielten mir auch die beiden Kriminalisten vor, die kurz darauf in der Meisterstube aufkreuzten. Für mich schon gute Bekannte, denn es war der dritte Diebstahl innerhalb von vier Wochen. Die beiden Male zuvor hatte es der Langfinger auf die Restlöhne seiner Kollegen abgesehen und zwei Kleiderspinde im Umkleideraum erbrochen.

„Das hätte Ihnen doch zu denken geben müssen, Herr Kamrau", rügte mich der ältere der beiden Kriminalisten, Oberleutnant Kilian. Diese Rüge war sanft gegen das, was ich von den Kollegen zu hören bekommen würde. Ich erging mich in Selbstzerfleischungen.

„Hätte, wenn und aber, geschehen ist nun mal geschehen, davon kommt das Geld auch nicht wieder zum Vorschein", konstatierte Kilian. „Zur Sache . . ."

Zur Sache. Die gleiche Frage wie bei den vorangegangenen Fällen. Wen sollte man verdächtigen? Es geschah wiederum in der Frühschicht, das schloß den Kreis der mutmaßlichen Täter etwas enger. Auskennen mußte sich der Dieb in unserer Abteilung, das war klar. Es war also

einer von uns, höchstwahrscheinlich einer aus der Frühschicht, aber wer? Ich ging die Namen durch, jedoch es fiel mir schwer, von kleinen Charakterschwächen einiger auf den Täter zu schließen.
Hans Rieske, ein Brigadier meiner Abteilung, war es, der sich endlich zu einem konkreten Verdacht aufraffte. „Vielleicht solltest du doch Klaus Rieger erwähnen, Franz."
Natürlich, Klaus Rieger. Vorhin hatte ich den Namen schon auf der Zunge gehabt, aber irgendetwas hatte sich in mir gesträubt. Ein junger, strebsamer Bursche. Vor drei Jahren war er zu mir in die Abteilung gekommen. Ich mußte mich mit ihm besonders befassen, und ich hatte zuerst Bedenken. Mit Haftentlassenen hatte ich damals nicht gerade die besten Erfahrungen. Viel Mühe, Geduld, Zeitaufwand, wenig Erfolg. Klaus Rieger war der erste, der keine kurze Gastrolle bei uns gab. Er arbeitete in den vergangenen drei Jahren fleißig und gewissenhaft, ja, und seit ein paar Wochen hatte er sogar den Chemiefacharbeiterbrief. Gut, Rieger hatte damals als Halbwüchsiger einige krumme Dinger gedreht. Aber das lag vier Jahre zurück. Seitdem hatte er gebüffelt und hier bei uns seinen Strang gezogen. Zählte das nichts? Gab uns ein kleiner dunkler Fleck in seiner Vergangenheit das Recht, ihn vor allen anderen zu verdächtigen?
Der Oberleutnant hörte sich meine Einwände an und beruhigte mich.
„Keine Sorge, wenn eine Befragung unumgänglich ist, werden wir uns jeden einzelnen vorknöpfen. Zunächst möchten wir uns noch einmal im Umkleideraum umsehen."
Die Umkleide- und Duschräume lagen gleich neben der Meisterstube. Zu ihnen konnten faktisch alle Werksangehörigen gelangen. Was wollten die Kriminalisten dort? Das mit den zwei erbrochenen Spinden geschah vor einigen Wochen.
Kilian nahm mich beiseite. „Hören Sie zu. Der Täter ist höchstwahrscheinlich der gleiche, der auch das Geld aus den Spinden gestohlen hat. Ein ausgekochter Fuchs, mit verwertbaren Spuren war wiederum nichts. Und die Befragung einzelner Kollegen hätte auch wenig Zweck. Wir würden nur unnötigerweise Staub aufwirbeln, und den Täter warnen . . ."
„Dann kann ich also das Geld in den Schornstein schreiben!" fiel ich gereizt ein.
Der Oberleutnant hob die Achseln. „Wir sind keine Wunderkinder. Etwas Zeit müssen Sie uns schon lassen. Haben Sie in dieser Schicht einen möglichst älteren Kollegen, einen, der über jeden Zweifel erhaben ist, den wir von vornherein von der Liste der Verdächtigen streichen können?"
Da brauchte ich nicht lange zu überlegen. „Davon haben wir viele. Lehnerts Gustav zum Beispiel. Seit vierzig Jahren hier im Betrieb . . ."
„Gut, und wo zieht sich dieser Kollege um?"
„Hier, im nächsten Gang." Ich führte den Oberleutnant zu Lehnerts Kleiderspind. Der sah den metallenen Schrank eine Weile an, musterte anschließend die gegenüberliegenden Spinde, stampfte einige Male auf die hölzernen Dielenbretter und nickte. „Ja, ausgezeichnet, das müßte gehen."
Was da gehen sollte, darüber hüllte er sich allerdings in Schweigen.

*

Am nächsten Morgen blieb ganz gegen mein Erwarten alles ruhig. Gewiß, diese Ruhe unter den Kollegen war verständlich. Vom Lohnbüro hatte ich die fehlende Summe noch gestern erhalten und die Quartalsprämien auszahlen können. Auch sonst war alles unternommen worden, damit die Geschichte nicht an die große Glocke geriet. Und selbst den wenigen, die von dem Diebstahl wußten, hatte ich sagen müssen, daß es die Kripo bei ihren spärlichen Ermittlungen beließ. Kilian hatte sich nicht darüber ausgelassen, warum er das von mir verlangte.
Die Zeit verstrich. Ich saß über Lohn- und Produktionslisten, kümmerte mich um die Behebung eines Leitungsschadens. Und noch immer tat sich nichts. Kein Anruf, keiner von der Kripo ließ sich sehen.
Da hielt ich es nicht mehr aus. Ich ging zu Gustav Lehnert, der vor den dröhnenden Mischschleudern stand. „Ist was, Gustav?" schrie ich. Er wendete mir seinen Graukopf zu, die Augen in seinem fahlen, faltigen Gesicht sprühten vor Schalk. „Nichts ist, Franz!" schrie er zurück. „Nur ganz pünktlich muß ich heute gehen! Wegen der Waschmaschine!"
„Wegen der Waschmaschine?"
„Ja, mit Trockenschleuder!" Er grinste, als wäre das ungeheuer lustig, was er da von sich gab.
Kopfschüttelnd ging ich weiter. Wegen der Waschmaschine! Da sollte nun einer schlau daraus werden!



Rieske lief mir über den Weg. Er war ganz außer Atem. „Gut, daß ich dich erwische, Franz. Ich hab' ihn!"
„Wen?" fragte ich.
„Den Rieger natürlich! Den ganzen Morgen über habe ich ihn beobachtet. Vor 'ner Viertelstunde kam er aus der Garderobe. Ich gleich nach ihm rein – und was sehe ich? Gustav Lehnerts Schrank steht offen, das Schloß ist aufgeknackt . . ."
Ehrlich gesagt, ich war enttäuscht. Wenn es ein anderer gewesen wäre, aber ausgerechnet der Rieger! So ein junger Bursche, und seit drei Jahren auf dem richtigen Gleis – soll ein Mensch denn nie davon loskommen?
Was folgte, war ein mordsmäßiger Wirbel. Fast die ganze Abteilung versammelte sich am Abfüllort, wo Rieger arbeitete. Er bestritt natürlich lautstark, den Schrank erbrochen zu haben, aber Rieske blieb hartnäckig. „Nun spiel bloß nicht noch den Beleidigten, Kerl!" brüllte er ihn an. „Ich bin doch gleich nach dir in die Garderobe, und da sah ich die Bescherung!"
„Was geht mich Lehnerts Schrank an! Ich hab mir Zigaretten geholt!" schrie Rieger zurück.

„Da!“ Und er zeigte eine angebrochene Packung Juwel.
„Um Ausreden ist eure Sorte ja nie verlegen! Aber diesmal bist du fällig, Bürschchen, diesmal kommst du uns nicht davon!“ steigerte sich Rieske.
„Was heißt das: eure Sorte? Was willst du damit sagen . . .?“ Rieger stürzte auf Rieske los, die Hände zu Fäusten geballt. Beherzt griffen einige Kollegen ein. Sie hatten alle Mühe, den jungen Burschen festzuhalten. Riegers Schutzhelm fiel zu Boden, sein sonst blasses Gesicht war glutrot vor Erregung und von der Anstrengung, sich loszureißen. „Das laß ich mir nicht bieten! Ich hau ab, ich nehm' die Papiere!“ keuchte er.
„Zunächst wird schön hiergeblieben!“ sagte ich scharf. „Los, bringt ihn in mein Zimmer. Ich ruf' die Kripo an!“

*

Die Wartezeit verbrachte ich mit Rieger allein im Zimmer. Ich versuchte ihm klarzumachen, daß weiteres Leugnen seine Lage nur noch verschlimmern würde. „Kollegendiebstahl ist wohl mit das gemeinste, was es gibt,“ sagte ich, „aber die drei Jahre gute Arbeit nach deiner Haftentlassung sind Pluspunkte für dich, Klaus, und wenn du dazu noch ein freimütiges Geständnis ablegst, dann ist vielleicht sogar Strafaussetzung auf Bewährung drin!“ Umsonst. Rieger blieb hart, und er verteidigte seine Unschuld mit einer solch wilden Entschiedenheit, daß ich für einen Moment schwankend wurde.
Ich war froh, als Oberleutnant Kilian endlich aufkreuzte. Er brachte diesmal gleich drei seiner Mitarbeiter mit und begrüßte mich frohgelaunt: „Na, wie steht's, Meister? Hat der Fisch also doch angebissen!“
Rieger drängte sich sofort zwischen uns und begann, den Kriminalisten mit seinen Unschuldsbeteuerungen zu attackieren. Kilian schob ihn jedoch resolut zur Seite und gebot Ruhe. Ich kam nicht einmal dazu, von dem Vorgefallenen und von Rieskes Beobachtungen zu Ende zu berichten. Kilian unterbrach mich und winkte ab. „Das ist ein Indiz, Meister, ein vager Verdacht, Meister, weiter nichts. Was wir brauchen sind handfeste Beweise, und die werden wir gleich haben!“
Zwei Kriminalisten verließen das Zimmer. Kilian zündete sich eine Zigarette an und fragte schmunzelnd: „Haben Sie mit Lehnert gesprochen?“
„Ja, aber nur kurz“, erwiderte ich, „der faselte was von einer Waschmaschine und daß er heute etwas früher gehen wolle.“
„Sehen Sie“, sagte Kilian, „und das war der Köder, den wir ausgelegt hatten. Ihr Kollege Lehnert war als einziger in unseren Plan eingeweiht worden. Wir hatten ihm achthundert Mark in den Spind gelegt und ihn gebeten, bei jeder sich nur passenden Gelegenheit breit und laut zu erzählen, daß er sich heute nach Arbeitsschluß eine Waschmaschine kaufen wolle. Ich sehe, Lehnert hat nicht nur dicht gehalten, sondern seine Rolle ganz hervorragend gespielt. Sonst wäre der Täter ja nicht in die gestellte Falle getappt . . .“
„Und was war das für eine Falle?“ fragte ich.
„Es war alles sehr günstig“, erläuterte mir Kilian. „Gegenüber von Lehnerts Schrank befindet sich ein unbenutztes Kleiderspind. Dort montierten wir in der vergangenen Nacht eine Kamera ein, deren Objektiv auf Lehnerts Schrank gerichtet wurde. Gut, daß dieses Spind eine Lüftungsöffnung besaß. So brauchten wir überhaupt nichts zu verändern. Auch die Holzdielen mit ihren breiten Fugen eigneten sich ausgezeichnet für die Unterbringung der beiden Drähte für die Fernauslösung der Kamera. Es gab praktisch nichts, was dem Täter auffallen und ihn warnen konnte. Nun, wir werden sehen, mit welchem Erfolg . . .“
Darauf war ich auch gespannt.
Wir mußten jedoch noch eine halbe Stunde warten, ehe Kilians Kollegen wieder auftauchten. „Nun, haben Sie die Aufnahme?“ fragte der Oberleutnant.
Wortlos reichte der Kriminaltechniker Kilian ein Foto. Der besah es sich, nickte dann anerkennend. „Ausgezeichnet, das dürfte wohl reichen.“
Ich konnte meine Neugier nicht bezähmen.
„Darf ich mal sehen?“
„Bitte.“ Der Oberleutnant hielt mir das Bild vor die Augen.
Nein, das konnte nicht wahr sein! Das Foto zeigte – Hans Rieske am geöffneten Spind Gustav Lehnerts!
„Hans Rieske, nein, das kann ich nicht glauben! Rieske ist einer meiner besten Brigadiere, ein Arbeitspferd. Sie müssen sich täuschen. Vielleicht entstand die Aufnahme, als sich Rieske vor dem bereits erbrochenen Schrank befand . . .“
„Wir täuschen uns nicht“, widersprach Kilian. „Ein Kontakt löste die Kamera im gegenüberliegenden Schrank genau zu dem Zeitpunkt aus, nachdem der Täter das Schloß beseitigt hatte und Lehnerts Spindtür öffnete.“
Rieger meldete sich zu Wort. Er fragte, ob er nun endlich gehen könne. Als ich mich bei ihm entschuldigen wollte, winkte er nur kurz ab. „Schon gut, Meester. Irren ist menschlich.“
„Da hätten wir beinahe was angestellt“, sagte ich und schaute zur Tür, die hinter dem Jungen ins Schloß gefallen war.
„Muß schon sagen, ein tolles Stück von einem Brigadier, der seinem Kollegen die eigene schmutzige Wäsche zuschanzen wollte“, konstatierte Kilian. „Dazu gehört nicht nur Frechheit, sondern eine ordentliche Portion Gewissenlosigkeit. Nun, mal sehen, was der Herr uns zu sagen hat.“
Hans Rieske stand am Karbonattrockner. Eigentümlicherweise rückte Kilian nicht sofort mit der Sprache heraus und hielt ihm auch nicht das Bild unter die Nase. Einer der Kriminalisten holte vielmehr eine Quarzlampe hervor und fragte nach einer Anschlußstelle für Lichtstrom.
Rieske zeigte wenig Verständnis für das An-

liegen der Kriminalisten. „Was soll'n der Quatsch?" knurrte er erbost und folgte nur widerwillig in eine Ecke, wo sich eine Steckdose befand. Die Quarzlampe flammte auf. Was war das nun wieder? Auf Rieskes blauem, mit weißem Karbonatstaub bedecktem Arbeitsanzug glitzerten silberne Pünktchen. Selbst auf seinem Gesicht und an den Händen schimmerten die winzigen silbrigen Splitter.
„Geben Sie zu, Rieske, daß Sie die Diebstähle begangen haben?" fragte Kilian ruhig.
„Ich weiß überhaupt nicht, was Sie von mir wollen!?" brauste Rieske auf.
„Gut, ich werde es Ihnen sagen. Das Geld, das Sie heute vormittag aus Lehnerts aufgebrochenem Schrank entwendeten, hatten wir zuvor mit einem vom Kriminaltechnischen Institut entwickelten Fangmittel präpariert." Der Oberleutnant beugte sich leicht vor und deutete auf Rieskes Anzug. „Können Sie uns verraten, wie unser Fangmittel an Ihre Sachen geriet?"
„Das ist noch lange kein Beweis, daß ich das Geld genommen habe!"
„Gut, Rieske, wie Sie wollen. Zunächst wollen wir uns erst einmal um unser Geld kümmern . . ."
Hans Rieske wurde von einem der Kriminaltechniker untersucht. Das Geld hatte er nicht bei sich. Aber das Fangmittel war auch auf seine Schuhe gestaubt. Und die Lampe zeigte den Kriminalisten den Weg zum Versteck. Die achthundert Mark klemmten hinter einem Feuerlöschbehälter ganz in der Nähe des Trockners.
Doch Rieske steckte noch immer nicht auf. „Warum ausgerechnet ich? Haben Sie die anderen Kollegen auch schon mit Ihrer komischen Lampe bestrahlt?"
„So, das genügt Ihnen noch immer nicht?" lächelte Kilian. Ich bewunderte seine Beherrschtheit. „Na, dann wollen wir Ihnen noch etwas zeigen. Bitte schön." Der Oberleutnant reichte Rieske das Bild. Der betrachtete es, und ich sah, wie sein Widerstand endlich erlosch.
Er senkte den Kopf und gestand. Warum er es getan hatte, verriet er nicht. Weder bei uns in der Werkhalle noch später im Verhandlungssaal des Kreisgerichtes. Auch Rieskes Frau, die als Zeugin vorgeladen war, ließ sich nicht darüber aus, warum sich ihr doch verhältnismäßig gut verdienender Mann zu diesen Diebstählen hinreißen ließ. Eine hübsche Frau, gepflegt und elegant gekleidet; ihr Fohlenmantel, den sie trug, kostete sicher mehr als tausend Mark . . .

Illustrationen: Wolfgang Würfel



Skilaufen müßte man



können



Die beiden Soldaten hier vorn nehmen die Anhöhe ohne Schwierigkeiten. Aber der da hinten, Soldat „Bruch", hängt ganz schön zurück, er hat arge Schwierigkeiten. Eben ist er parterre gegangen. Der Schnee ist ja auch verdammt glatt, und die langen Latten an den Beinen haben ihre Tücken. Dazu noch das Tarnhemd, das ihm um die Knie flattert, und die MPi, die ins Kreuz drückt – es ist schon ein Kreuz! Skilaufen müßte man eben können! Allerdings, da hat er Recht, der Grenzsoldat sollte auch ein guter Skiläufer sein. Nicht unbedingt ein perfekter Abfahrtsläufer, der die steilsten Hänge meistert, auch nicht ein Slalomspezialist, der elegant durch die Tore huscht. Aber so sicher möchte er schon auf seinen Brettern stehen, daß er nicht vor jedem mittleren Hügel verzweifelt nach dem Sessellift Ausschau hält, und eine kleine Abfahrt nur mittels mehrmaliger „Backenbremse" bewältigt.

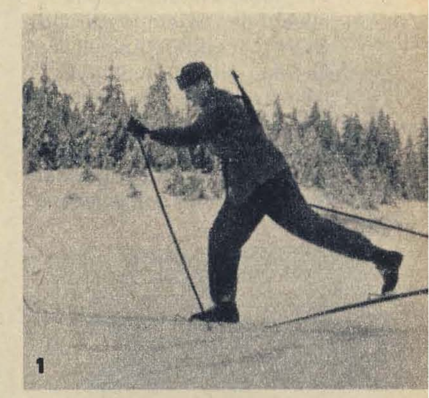
Und der Soldat läuft ja nicht zu seinem Vergnügen Ski, er hat dabei eine militärische Aufgabe zu lösen. Er muß das Gelände, den Gegner beobachten, er muß die natürliche Deckung ausnutzen und in der Lage sein, sich blitzschnell hinzuwerfen und ebenso schnell wieder aufzustehen, ohne aus seinen Brettern Kleinholz zu machen, und nicht zuletzt, er muß seine Waffe handhaben, muß schießen und Handgranaten werfen.

Nur wenn er seine Bretter beherrscht und nicht sie ihn, wenn er sich gewissermaßen automatisiert auf den Skiern bewegt, kann er sich voll auf diese Aufgaben konzentrieren.

Unser Soldat Bruch kämpft im Moment allerdings noch mehr mit der Tücke des Objekts als mit dem Gegner.

Mit unserem Beitrag wollen wir deshalb versuchen, ihm und allen Ski-Anfängern zu helfen, sich einige Grundkenntnisse des Skilaufens und des Verhaltens des Soldaten auf den schmalen Brettern anzueignen.

Bringt der Anfänger zwei Grundvoraussetzungen mit, wird er sehr schnell ein Fortgeschrittener oder sogar ein Könner sein: Natürlich muß man sich erst einmal an die neue Situation gewöhnen, muß man ein Gefühl für die glatten, rutschigen Dinger an seinen Füßen bekommen. Dafür braucht man ein gewisses Maß an Beweglichkeit, Geschicklichkeit und Körperbeherrschung. Zum anderen muß der Skiläufer, wenn er, wie der Grenzsoldat, eine größere



1



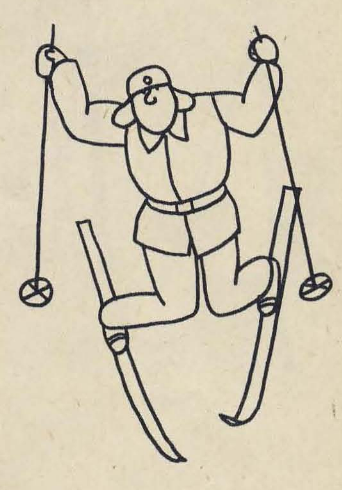
2


3


4

Strecke bergauf bergab zurücklegen will, Kondition, Kraft und Ausdauer besitzen. Wer also überhaupt schon mal etwas Sport getrieben hat oder, noch besser, regelmäßig im Training steht, dem wird auch das Skilaufen nicht allzu schwer fallen.
Also nun geht's los. Gut aufgepaßt, Soldat Bruch, damit es keinen Bruch mehr gibt!
Die gebräuchlichste Lauftechnik auf den Skiern ist der DIAGONALSCHRITT (Abb. 1 und 2). Man gebraucht ihn zur schnellen Fortbewegung in ebenem und welligem Gelände und bei leichten Anstiegen. Er entspricht der gewohnten Geh- und Laufbewegung des Menschen und ist deshalb leicht zu erlernen. Die typischen Bewegungsphasen des Diagonalschritts sind das Abdrücken mit Armen und Beinen und das Gleiten. Je schwungvoller wir alle Bewegungen ausführen, um so schneller wird unser Lauf sein. Ein möglichst kräftiger Abdruck ermöglicht ein langes, kraftsparendes Gleiten. Hier in Stichworten die einzelnen Elemente: Beugen des Abdruckbeins und Vorlegen des Körpers – Abdruck und gleichzeitig Abstoß mit dem Arm – Auspendeln und Vorbringen des Schwungbeines, Gewichtsverlagerung auf das andere Bein – Gleiten auf einem Bein.
Wichtig für den Soldaten ist, daß er in bestimmten Situationen, wenn er seine Waffe bereits in die Hand genommen hat, auch ohne Stockarbeit vorwärts kommen muß. Das verlangt natürlich besondere Körperbeherrschung und erhöhten Kraftaufwand der Beine.
In fallendem Gelände und bei besonders glattem, verharrschtem oder vereistem Schnee erhöhen wir unsere Laufgeschwindigkeit durch den DOPPELSTOCKSCHUB (Abb. 3 und 4).
Beide Stöcke werden gleichzeitig eingesetzt und abgedrückt. Bei kleinen Abfahrten wird das Gleiten nur durch


5



den Stockeinsatz unterstützt. In der Ebene gehen dem Doppelstockschub ein oder zwei Laufschritte voraus, da der Stockeinsatz allein für eine Temposteigerung nicht ausreicht. Diese Technik erfordert besonders hohe Armkraft, während die Beine entlastet werden und sich erholen können. Beim Gleiten ist der Oberkörper gebeugt. Dann wird er allmählich aufgerichtet und mit dem Schub wieder gebeugt.

„Na das geht ja noch", meint unser Ski-Anfänger, „auf grader Strecke kann ja nicht viel passieren, da wird's kaum Bruch geben. Aber wie komme ich bloß einen Berg hinauf und wieder hinunter?"

Leichte Anstiege nehmen wir, wie schon gesagt, im Diagonalschritt. Die Gleitstrecke ist dabei natürlich viel kürzer als in der Ebene, oder sie fällt ganz weg. Der Gleitschritt wird dann zum Sprungschritt. Sobald aber der Berg etwas steiler wird, schafft es selbst der beste Skiläufer auf diese Weise nicht mehr. Nun muß er den Hügel regelrecht ersteigen, so wie es die beiden Soldaten auf unserem ersten Foto tun. Sie wenden dabei



den GRÄTSCHSCHRITT an (Abb. 5) Beine und Arme werden wieder gleich beansprucht. Die Fußspitzen winkeln wir nach außen, so daß die Skier etwa in einem Winkel von 90 Grad zueinander stehen. Mit stark nach vorn gebeugtem Körper steigen wir so über unsere eigenen Ski-Enden aufwärts. Mit den Stöcken wird kräftig Unterstützung gegeben. Allzu steil darf der Hang nicht sein, weil sonst der notwendige Kraftaufwand und die Gefahr zurückzurutschen zu groß sind. Nun heißt es rechts oder links um. Wir stellen den Körper seitwärts zum Hang und erklettern diesen mit dem

TREPPENSCHRITT (Abb. 6) Der obere Ski wird hochgesetzt, der Talski nachgezogen und herangestellt, so wie ein Kleinkind Stufe für Stufe die Treppe hochsteigt. Das ist nicht so kompliziert, das müßte auch unser Soldat Bruch schnell begriffen haben.

Oben sind wir ja nun. Aber jetzt die Abfahrt! Nur Mut, nicht vor Angst die Augen zukneifen! Wir müssen ja nicht gleich in rasender Schußfahrt, den Oberkörper vorgebeugt, die Beine angehockt, zu Tal sausen.

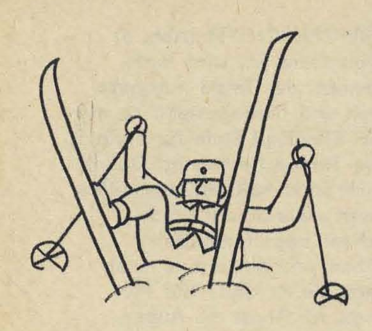
Auf Abb. 7 sehen wir, wie der SCHNEEPFLUG die Geschwindigkeit mindern kann. Das ist besonders für uns Soldaten wichtig, denn in Schneisen und Hohlwegen ist das oft die einzige Möglichkeit, die Fahrt abzubremsen. Fersen und Skienden werden nach außen geschoben, die Knie sind nach vorn zusammengedrückt. Je mehr wir die Knie beugen und die Fersen nach außen drücken, um so mehr verlangsamen wir die Fahrt. So kommen wir jeden Hang hinunter. Bei Soldat Bruch, der hier wieder mal alles verkehrt macht, fürchte ich allerdings um seine Skispitzen.



6



7





8

Aber nicht aufgeben, Übung macht den Meister! Die Abbildungen 8 bis 11 sollen veranschaulichen, wie der Soldat am günstigsten in verschiedenen Anschlagarten seine Waffe handhabt. Viele Erläuterungen sind dabei nicht notwendig, die Bilder sagen eigentlich alles aus. Wichtig ist, sich einen festen, sicheren Stand zu schaffen, ansonsten wird die jeweilige Situation entscheiden, welche Anschlagart gewählt werden muß. Voraussetzung ist auf jeden Fall, seine Bretter so sicher zu beherrschen, daß man sich voll auf das Schießen konzentrieren kann.

Na dann, üben Sie recht fleißig, Skilaufen ist nicht bloß schwierig und anstrengend, es macht, wenn man es kann, auch großen Spaß. Unserem Begleiter, der nun kein Soldat Bruch mehr ist, sieht man es wohl an. Mit einem kräftigen, gekonnten Doppelstockschub und Ski Heil verabschiedet er sich.

G. W.



9



10



11



Vignetten: Paul Klimpke



Nach Erzählungen eines Fallschirmspringers
Von Stabsgefreiten Karlheinz Kaiser

Er hat an die 300 Fallschirmsprünge hinter sich, aus verschiedenen Flugzeugtypen und Hubschraubern. Er sprang oft unter schwierigen Bedingungen, bei Tag und bei Nacht, in Wasser und in unbekanntes Gelände. Er testete neue Fallschirmtypen und meisterte manche heikle Situation. Leutnant Heinrich Kowalski ist ein erfahrener Fallschirmspringer. Der schlanke, mittelgroße Offizier, 31 Jahre alt, besitzt Mut und hohes militärisches Können. Bei seinen Sprüngen verspürte er jedoch auch manchmal das Gefühl der Angst. Es sei schwer zu beschreiben, es trete jedesmal anders auf, meint er. Keiner sei gegen Angst immun. Wichtig sei nur, daß man sich selbst bezwinge, dann überwinde man auch die Angst. Aus seinen reichen Erfahrungen erzählte mir Leutnant Kowalski einige Erlebnisse.

Bevor der Schirm sich öffnet . . .

Wir sind eigentlich eine recht fröhliche Truppe. Wir, das sind die Angehörigen des Fallschirmdienstes unserer Einheit. Aber damals waren wir weniger gut gestimmt. Konstrukteure aus dem Herstellerwerk kamen zu uns und brachten einen neuen Fallschirm mit. Sie baten uns, ihn auf seine Funktionstüchtigkeit, Steuerfähigkeit und Stabilität zu erproben. Wir sollten also springen und mit Augen und Gefühl erfahrener Fallschirmspringer beobachten, wie der Schirm reagiert. Wenn nötig, wollte das Werk Veränderungen vornehmen.
Selbstverständlich stimmten wir zu. Nicht zum erstenmal waren wir mit solch einer Aufgabe betraut worden. Dabei konnten wir gleich Erfahrungen im Umgang mit diesem neuen Schirm sammeln. So arbeiteten wir mit den Konstrukteuren Hand in Hand.
Zunächst studierten wir den Schirm auf dem Reißbrett. Theoretisch war er eine „bombensichere Kiste". Doch die Praxis geht manchmal eigene Wege. So war es auch diesmal.
Der Test begann mit einer mannsgroßen Puppe, die wir am Gurtzeug befestigten. Zwei von uns schleppten die schwere Testpuppe in die Maschine und wuchteten sie dann in entsprechender Höhe zur Tür hinaus. Torkelnd und sich überschlagend, sauste sie am halbgeöffneten Fallschirm zur Erde und bohrte sich einen halben Meter tief in den Rasen des Flugplatzes ein.
Erster Versuch – negativ. Dieses Ergebnis mußten die Konstrukteure Dutzende Male in ihre Statistiken eintragen. Nur selten konnten sie ein „Positiv" verbuchen. Das Verhältnis war beunruhigend: Etwa 70 Prozent negativ, 30 Prozent positiv. Bei einer Vielzahl von Abwürfen. Wir beobachteten, wie sich der Schirm beim Abwurf verhielt und teilten den Konstrukteuren unsere Feststellungen und Erfahrungen mit. Gemeinsam bastelten und schneiderten wir dann am Schirm herum. Tagelang.
Endlich wiesen die Versuchswürfe überwiegend positive Ergebnisse auf. Das „Negativ" in den Listen wurde weniger und weniger, bis es ganz verschwand. Die Testpuppen sanken am vollständig geöffneten Schirm zur Erde. Damit war der Zeitpunkt gekommen, wo wir Springer selbst den Schirm erproben konnten.
Es war ein herrlich klarer Sommertag, als es hieß: „Schirme anlegen!" Konzentriert bereitete sich unsere kleine Gruppe auf den Sprung vor. Jeder tätigte schweigsam die letzten Handgriffe an seiner Ausrüstung. Etwas beklommen kletterten wir in die Maschine. Uns bewegte die Frage, was uns erwartete.
Unser Auftrag lautete, den Öffnungsvorgang des Schirmes zu prüfen. Wir sollten aus der relativ sicheren Höhe von 1 000 Metern abspringen. Bei einer eventuellen Verzögerung oder gar beim Ausbleiben des Öffnungsvorganges sollten wir uns solange wie möglich durchfallen lassen und erst im äußersten Notfall den mitgeführten Rettungsfallschirm benutzen, d. h. bei der zulässigen Mindesthöhe.
Es dauerte nicht lange, und unser Flugzeug hatte die vorgesehene Höhe erreicht. Wir sprangen einzeln, nacheinander. Bald stand ich an der Tür. Unter mir kam das Zielkreuz in Sicht. Mir blieben noch einige Sekunden Zeit.
Ein seltsames Gefühl stieg in mir auf. Unsicherheit? Angst? Ich weiß nicht, wie ich es beschreiben soll. Der Schirm war neu, ich wußte nicht, wie er reagiert. Doch darüber konnte ich jetzt nicht nachdenken. Ich konzentrierte mich völlig auf den Abgang aus dem Flugzeug.
Sprung!
Der Luftstrom schlug mir scharf ins Gesicht, zischte an Brille und Helm vorbei. Ich spürte, wie die Stifte, die den Schirm verschließen, von der straffen, mit einem Drahtseil im Inneren des Flugzeuges verbundenen Aufzugsleine aus den Halterungen gerissen wurden. Schnell schoß der Schirm seitlich von mir nach oben weg. Dann ein kurzer Ruck, und mein rasender Fall wurde abgebremst. Doch nur schwach, bald



hatte ich wieder die anfängliche Geschwindigkeit. Nein, sie nahm sogar zu.
Über die Schultern schaute ich nach oben. Der Fallschirm hatte sich nur teilweise geöffnet. Er sah aus wie eine verschrumpelte Gurke. Die Fangleinen waren verdreht. Ich versuchte, meinen Körper zu wenden, um damit den Öffnungsvorgang der Fallschirmkappe zu begünstigen.
Ein Blick auf die Stoppuhr am Rettungsschirm: Fünf Sekunden über der normalen Öffnungszeit. Ich sah wieder nach oben. Noch immer das gleiche Bild.
Die Uhr! Der Zeiger rückte schnell weiter. Acht Sekunden, neun, zehn ... Die Erde kam näher und näher. Die Bäume, die den Flugplatz angrenzenden Gebäude wurden größer und größer.
Den Rettungsschirm ziehen! Noch zwei Sekunden bis zur Mindesthöhe! Noch eine ... Meine Hand tastete schon nach dem Aufzugsgriff des vor dem Bauch befindlichen Rettungsfallschirmes ...
Plötzlich ein Knall. Mein Hauptschirm öffnete sich doch noch. Sein Entfaltungsstoß bremste jäh meinen Fall. Ich brauchte das Rettungsgerät nicht mehr zu ziehen.
Langsam sank ich der grünen Rasenfläche des Flugplatzes entgegen.
Nach der Landung teilten wir den Konstrukteuren unsere Beobachtungen mit. Fast bei allen hatte sich der Schirm verzögert geöffnet.
Die Fehlerquellen wurden durch entsprechende Veränderungen beseitigt. Die Konstrukteure waren uns dankbar. Nach weiteren Erprobungen besaßen wir einen in allen Einzelheiten und Varianten funktionstüchtigen Fallschirm, der alle bisherigen Typen übertraf, auch bezüglich der Sicherheit.

Kollisionen

Ein Fallschirm besteht aus Dederongewebe. An den Rändern der Kappe befinden sich Fangleinen, die mit Spezialknoten befestigt sind und zum Gurtzeug führen. Die Fläche einer solchen Kappe kann bis zu 80 m² groß sein. Beim Niedersinken erzeugt sie einen Luftsog. Gerät ein Springer durch Unachtsamkeit beim Steuern unmittelbar über den Schirm eines anderen Springers, so ist die Luft nicht mehr tragfähig genug, und der obere Schirm fällt in sich zusammen. Das kann zu Unfällen führen.
Solche Kollisionen, wie wir es nennen, sollten wir einmal bewußt herbeiführen. Das war so vorgesehen: Mein Kollisionspartner und ich sollten kurz hintereinander aus dem Flugzeug springen. Nach Öffnung des Schirmes hatte der oben schwebende Springer so zu steuern, daß er mit seinem Körper gegen die Fallschirmkappe des unteren Springers stieß. Wie würden sich die Fallschirme beim Zusammenstoßen verhalten? Würde der obere Schirm zusammenfallen und sich wieder öffnen? Das sollten wir praktisch erproben und vorführen. Zur Sicherheit führen wir den Rettungsschirm sowieso stets mit.
In 1000 Meter Höhe sprangen wir aus dem Flugzeug. Erst ich, dann mein Kollisionspartner. Alles verlief zunächst planmäßig. Mein Partner steuerte frontal auf mich zu und prallte mit der Brust gegen den Rand meiner Fallschirmkappe. Im nächsten Augenblick sauste er um Haaresbreite an mir vorbei. Wir hätten uns bequem die Hände reichen können.
Dann trat das ein, was wir wohl geahnt und gehofft hatten, aber nicht genau wußten. Etwa zehn Meter unter mir sah ich den wieder geöffneten Schirm meines Partners. Das war ein erfreulich gutes Ergebnis.
Doch nun merkte ich, daß ich genau über dem Schirm meines Partners schwebte. Schon sauste auch ich nach unten weg, vorbei an Schirm und Partner. Mit einem Ruck „stand" mein Fallschirm wieder.
Es vergingen zwei, drei Sekunden, da streifte mich der fallende Körper meines Partners an der Schulter. Gleich darauf hing er wieder am geöffneten Schirm unter mir.
Fallen — Öffnen. Fallen — Öffnen.
Plötzlich durchzuckte mich wie ein Blitz der Gedanke, wie hoch wir eigentlich noch waren. Bei 500 Metern sollten wir die Versuche einstellen. Mein Höhenmesser zeigte nur noch 400 Meter an ...
Verdammt, dachte ich, jetzt auseinander! Sonst wird dieses Wechselspiel noch gefährlich. Mit aller Kraft zog ich am linken Steuerknebel und sah nach oben. Die Ränder meiner Kappe flatterten schon wieder bedrohlich. Mit einigen Steuerbewegungen kam ich jedoch vom Schirm meines Partners fort. Nun bestand keine Gefahr mehr.
Doch das „dicke Ende" sollte erst noch kommen. Als ich zur Erde schaute, um das Landekreuz anzupeilen, blieb mir fast die Luft weg. Es war keins da. Statt dessen trieben wir auf Ruinen einer im Kriege zerbombten Fabrik in unmittelbarer Nähe des Flugplatzes zu. Überall ragten Bruchstücke von Betonteilen in die Höhe. Stahlbeton. Und der Wind war derart ungünstig, daß kein Ausweichen mehr möglich war.
Mit gleichbleibender Sinkgeschwindigkeit näherten wir uns dem Trümmerfeld. Dort zu landen, wäre nicht gerade angenehm. Doch da entdeckte ich mitten in dem Gewirr dort unten eine glatte Betonfläche, etwa fünf bis sechs m² groß. Mit aller Energie steuerte ich den Schirm auf sie zu. Doch vergeblich. Der Aufprall auf den Trümmern war kaum noch zu vermeiden.
Mit dem Springen wird es jetzt für einige Zeit aus sein, schoß es mir durch den Kopf. Mit einem Gipsbein? Das wäre das Mindeste gewesen, was ich erwarten konnte.
Da sah ich zwischen den Trümmern zwei, drei Akazien. Ich riß am Steuerknebel, um in ihre Richtung zu gelangen. Immerhin besser noch als die Betontrümmer. Schon fiel ich auf die Bäume zu. Die Arme verschränkte ich vor dem Gesicht und preßte die Beine zusammen.
Krachen und Knistern. Zweige peitschten mir um Arme und Körper. Ich schloß die Augen. Mit einem harten Ruck blieb ich dann etwa

einen halben Meter über dem zerklüfteten Betonboden hängen. Mein Schirm hatte sich in den Bäumen verfangen. Ich hatte die Landung ohne Schaden überstanden. Ebenso mein Partner, der gerade noch außerhalb der Trümmer gelandet war.

Sprung ins Ungewisse

IL-14-Besatzungen sollten das Absetzen von Fallschirmspringern trainieren. Als Springer waren wir vorgesehen, Genosse Nofz und ich. Wir fühlten uns nicht wohl dabei.

Gewiß ist es für den Piloten nicht einfach, aus seiner Kanzel den richtigen Absetzpunkt genau zu bestimmen. Dazu gehört Übung. Wir Springer, die an der offenen Flugzeugtür knien, können uns voll auf die Aufgabe konzentrieren. Aber sie müssen auf eine Unzahl von Instrumenten achten. Und unsere Piloten waren noch wenig erfahren im Absetzen von Springern. Aus ihren Maschinen sprangen wir mehrere Male ab. Aber einen dieser Sprünge, einen Nachtsprung, der nervenaufreibend war, werde ich wohl mein Leben lang nicht vergessen.

Als wir starteten, war es noch nicht völlig dunkel. Am Horizont waren noch schwache rote Flekken zu sehen, die nach Sonnenuntergang kleiner und kleiner wurden. Bis zum Absetzort hatten wir jedoch anderthalb Stunden zu fliegen. So wurden die Bullaugen der Maschine bald völlig schwarz. Nur eine schwache Bordbeleuchtung wurde eingeschaltet.

Wir beide saßen schweigend in der Maschine, die sonst etwa dreißig Springern Platz bietet. Nur das Brummen der Motoren lag uns in den Ohren. Uns wurde es mit der Zeit ungemütlich in diesem „Walfischbauch". In der guten, braven AN-2, die wir oft benutzen, braucht man nur den Arm auszustrecken, und man reicht mit den Fingern fast zur gegenüberliegenden Bordwand. Hier aber hätten wir Spaziergänge machen können.

Als die Signalleuchte aufflackerte, die uns den baldigen Absprung ankündigte, waren wir froh. Wir rissen die Tür auf und warteten auf das grüne Leuchtzeichen, unser Signal zum Sprung. Ich kniete an der Tür nieder, beugte mich vor, um eventuell markante Geländepunkte auszumachen. Doch es war nichts zu sehen. Die Nacht war undurchdringlich. Es sollte ein Sprung ins Ungewisse werden.

Da blitzten unter uns Scheinwerfer eines Fahrzeuges auf. Nicht schlecht, dachte ich. Das mußte die Straße sein, die unseren Platz begrenzte.

Endlich war es soweit. Das grüne Leuchtzeichen glimmte auf. Mit dem rechten Bein stieß ich mich kräftig zur Tür hinaus. Wenige Sekunden später baumelte ich am Schirm.

Ich hielt Ausschau nach meinem Partner. Meist kann man auch nachts die Umrisse eines anderen Schirmes erkennen, wenn auch nur schwach. Doch heute war absolut nichts zu machen. Ich sah nur die Scheinwerfer des Fahrzeuges, das auf der Straße zu stehen schien.

Ich rief nach dem Genossen Nofz. Keine Antwort. Verflucht, er war nicht in meiner Nähe. Wo mochte er stecken? Erneut strengte ich meine Augen an, suchte die Schwärze zu durchdringen. Doch vergeblich. Was, wenn wir hier zusammenstießen? Oder wenn wir mit unseren Schirmen übereinander gerieten?

Noch einmal schrie ich in die Nacht, diesmal kräftiger. Endlich antwortete Genosse Nofz. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Nun verständigten wir uns durch Zurufen, koordinierten so unsere Steuermanöver. Es klappte ausgezeichnet.

Als ich nach dem mit Lichtern markierten Landekreuz Ausschau hielt, merkte ich, daß mich der Wind über das Zielkreuz hinwegtrieb. Da half jetzt keine Steuerkunst mehr. Wir mußten uns auf eine Landung außerhalb des Platzes gefaßt machen. Die Umgebung hatten wir am Tage schon einmal besichtigt: Rübenacker, ein paar Häuser, Wald und wieder Rübenacker.

Plötzlich durchfuhr mich ein Gedanke: Hier irgendwo verlief doch auch eine Hochspannungsleitung. Wo? Befand sie sich in der Richtung, in die uns der Wind trieb? Blitzschnell überlegte ich: Die Straße, das Feld – ja, wir trieben direkt auf sie zu. Verflucht noch eins, das fehlte noch! Durch Zurufen verständigte ich meinen Partner. Auch er wußte schon bescheid.

Es begann zu kitzeln in meiner Magengegend. Bei dieser Finsternis auf eine Hochspannungsleitung zuzusegeln ... Bei dem Gedanken an die 60 kV lief es mir heiß und kalt über den Rücken. Ein unheimliches Gefühl ...

Doch wie weit waren wir noch von ihr entfernt? Oder hatte uns der Wind schon über sie hinweggetrieben?

Plötzlich erkannte ich schemenhaft die Umrisse eines Gehöftes. Die Erde war schon sehr nahe. Ich preßte die Füße fest zusammen und spannte die Beinmuskeln an ...

Der Aufprall war hart. Am linken Knöchel zuckte es schmerzhaft. Es war nur eine leichte Verstauchung, nach zwei Tagen war ich wieder „sprungreif".

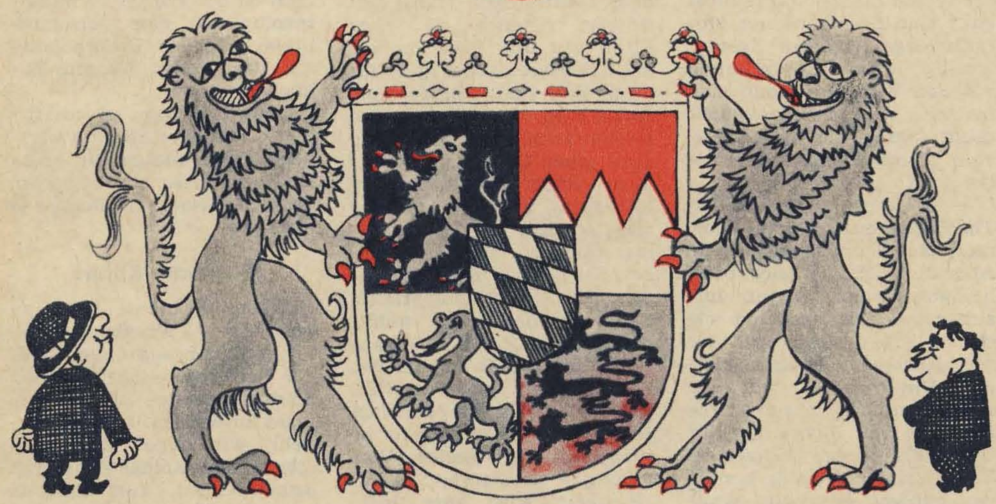
Als ich auf der Erde lag, fühlte ich kühle Blattbüschel in meinem Gesicht. Der Rübenacker. Schwerfällig richtete ich mich auf. Auf den Schmerz achtete ich kaum, auch nicht auf den Schweiß, der mir die Stirn herunterlief. So froh und glücklich über den Ausgang eines Sprunges war ich wohl selten.

Ja, und was meinen Partner betrifft, der hatte nach der Landung noch einer weiteren Gefahr aus dem Wege zu gehen, einer Gefahr, die er schon von weitem erkennen konnte ...

Als ich vom Rübenacker aufstand, hörte ich Krachen und Brechen von Ästen. Nofz war im Obstgarten neben dem Gehöft gelandet, zwischen Apfelbäumen. Zwei Hunde, wütend bellend, kamen auf Nofz zugerannt. So schnell wie damals hatte er sich wohl noch nie aus seinem Gurtzeug herausgewunden. Und von seiner Rekordleistung, dem anschließenden Sprung über den meterhohen Zaun, spricht er noch heute, schmunzelnd ...



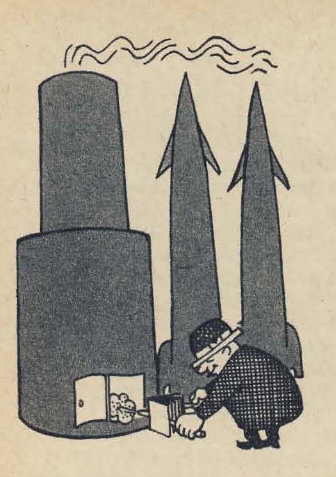
Der Bayer ist tierliebend, gottesfürchtig und hat einen eigenen Himmel. So sagen es wenigstens das bayrische Wappen (original auf dieser Seite) und die bayrische Hymne, die allnächtlich vor dem „Deutschlandlied“ von München aus über den Äther fliegt. Im schönen Text heißt es nämlich: „Gott mit Dir, / du Land der Bayern ... Er ... erhalte dir die Farben / deines Himmels, weiß und blau.“
Über die handfesteren, mehr weltlichen Dinge informiert die „Welt“. Danach verfügt Bayern von allen Bundesländern über die größte Fläche, den höchsten Berg (Zugspitze) und den größten See (Chiemsee), über den größten Produktionsanteil bei Bleistiften (98 %), Haushaltsporzellan (93 %) und Kinderwagen (74 %). Schließlich hat Bayern die meisten Rindviecher, die größte Käse- und Buttererzeugung sowie die meisten Bienenvölker.
Womit eigentlich alles in Honig und Butter wäre. Ein Schelm, wer Arges dabei dachte, als des Franz Josef Strauß' CSU jüngst erklärte: „Deutschland braucht Bayern“. Zwar werden sie von dem Haushaltsporzellan (93 %) das meiste selbst zerschlagen. Wie zum Beispiel jener Schaffner auf dem Bahnhof von Altenerding. Als sich nämlich die junge Negerschauspielerin Elfie Piegert beklagte, daß der Zug erst am äußersten Ende des Bahnsteigs halte, erklärte der Kondukteur in seiner derb-fröhlichen Art: „Wenn es nach mir ginge, würde ich Polaken und schwarze Schicksen überhaupt nicht mitnehmen. Aus Leuten wie Ihnen sollte man Seife machen.“
Doch beruhigenderweise ist ja die bayrische Seifenproduktion wirklich noch nicht nennenswert. Aber die von Kinderwagen (74 %) und die von Bleistiften (98 %). Trotz der sündfreien Liebe auf der Alm und obwohl grad in Bayern jeden Tag besonders viele kleine „Vertriebene“ oder „Sudetendeutsche“ geboren werden, wird man nicht alle Kinderwagen allein belegen können. Und trotz des bunten Straußes Münchner Zeitungen und Zeitschriften mit solchen „Giftblüten wie „Vertriebenen-Anzeiger“, „Wehr und Heimat“, „Schlesische Rundschau“, „Der Sudetendeutsche“, „Deutsche National-Zeitung und Soldaten-Zeitung“ werden offenbar in ganz (West-) Deutschland bayrische Bleistifte gekauft. Es ist schon was dran an der Losung: „Deutschland braucht Bayern.“

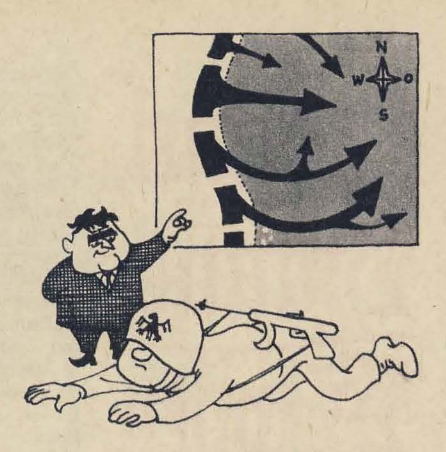


Karikaturen: Klaus Arndt

Auf zur Beichte

Da zückte also auch in Köln ein Journalist seinen — vermutlich bayrischen — Bleistift und ... Nein, er ließ ihn vorerst noch in der Tasche, fuhr in die Lande und suchte den Beichtstuhl auf. Er gab vor, ein katholischer Unternehmer zu sein und ein Verfahren zu besitzen, mit dem man Napalm viel billiger als bisher herstellen könne. Nur — ob er mit dieser Waffe Geld machen solle? Sein Gewissen gebe ihm keine Ruh. Ein Beichtvater meinte: „Nun ja, beten Sie zum Heiligen Geist um eine gerechte Erleuchtung“. Ein zweiter beruhigte: „Da brauchen Sie eigentlich keine Ge-





wissensbisse zu haben, denn *Sie* setzen die Bombe ja nicht ein." Und der Münchner Moraltheologe Professor Egenter erteilte ihm die Absolution mit den Worten: „Wenn man bedenkt, was der Menschheit droht, wenn die freie Welt vom Kommunismus überfallen wird ..."

Wieviel Prozent dieser Art Theologen auf Bayern kommen, ist leider nicht angegeben. Aber die Zahl kann sich, beim heiligen Franz Joseph, totsicher sehen lassen. Und wie christlich und sozial, daß der Moraltheologe auch einem kleinen Unternehmer Mut zuspricht, und nicht nur den Großen, die im Bayrischen ihr bestes Freigehege besitzen.

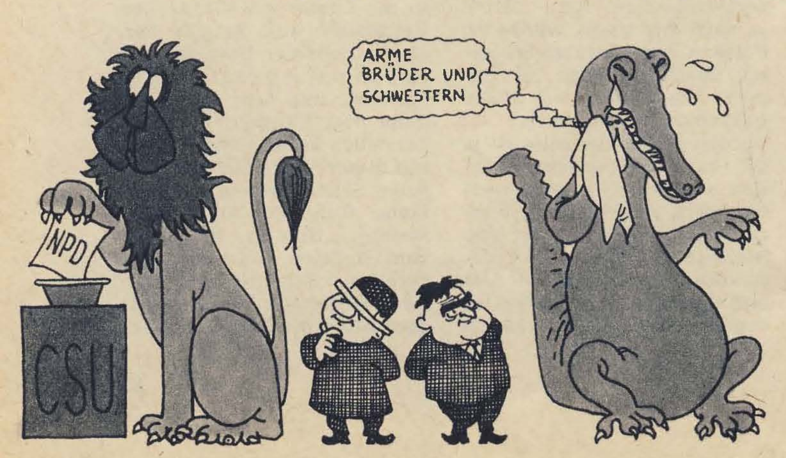
Von Tierliebe zeugt ja bereits das hübsche bayrische Wappen. Nur, daß die Leute einst beim Entwerfen nicht an den Leopard gedacht haben! Das wäre doch so schön aktuell angesichts der bayrischen Panzerschmiede. Und man sage gar nicht, die Produktion des „Leopard"-Panzers sei *nur* ein Geschäft. Der Hauptteilhaber an Produktion und Profit ist übrigens der reichste oder zweitreichste Mann dort drüben, nämlich der Herr Flick. Der alte Flick landete als Kriegsverbrecher (nur für kurze Zeit, hoch lebe der gute Onkel Sam) hinter Schloß und Riegel, auch deshalb, weil er einst jenen Geld gab, die von ihrer „Stadt der Bewegung", München, mit der Losung „Deutschland erwache" losmarschierten. Ob er auch jenen die Schecks zuschiebt, die da heute „Deutschland braucht Bayern" rufen? Man müßte einmal den Herrn Wolfgang Pohle fragen. Er ist nämlich Schatzmeister bei der CSU und zugleich Direktor bei Flick. Ja, ein Leopard fehlt leider im Wappen, aber — welche Vorsehung — ein Panther ist da.[1]

„Panther" wird auch jenes „Neue Kampfflugzeug" genannt, das das größte kapitalistische deutsche Rüstungsgeschäft werden soll. Messerschmitt-Bölkow-Blohm[2] sind dabei, und auch das Haus Siemens, das von manchen Leuten dortzulande immer noch als Firma angesehen wird, die mit Bildröhren und Fernsehsendestationen für die Unterhaltung frei Haus sorgt. Und die Militärs spenden mit den Worten des Heeresinspekteurs Schnez: „Die deutsche Industrie knüpft an eine große Tradition an" nicht nur aus der Ferne Beifall. Erst vor ein paar Wochen wurde der Präsident der internationalen Entwicklungsgruppe für das Flugzeug, der von der Bundeswehr beurlaubte Horst Krüger, zum Generalmajor befördert. Die Konzerne konnten das für den Mann, der in einem Münchner Büro residiert und den sie als ihren Angestellten betrachten, wirklich verlangen. Wie sagte doch da der Münchner Moraltheologe zu dem vermeintlichen kleinen Unternehmer mit der großen Napalm-Zukunft?

„Immer 'ran ans Geschäft!" sagte er sinngemäß. Und wörtlich: „Da brauchen Sie keine Gewissensbisse zu haben, denn *Sie* setzen die Bombe ja nicht ein ..."

Bayrische Köppe

Um eine bekannte Stadt zu sein, hätte es Nürnberg wahrlich nicht gebraucht, die „Stadt der Reichsparteitage" und die Stadt des letzten CSU-Parteitages zu werden. („Strauß befiehl, wir folgen dir!", beschrieb eine Kölner Zeitschrift seinen Geist). Zum Beispiel kann Nürnberg im kommenden Jahr den 500. Geburtstag ihres berühmten Bürgers Albrecht Dürer feiern. Und die Ratsherren haben bereits damit begonnen. Man ließ das Dürersche Bildpaar „Adam" und „Eva" als Inserat drucken und setzte die Unterschrift darunter: „Für 1507 ganz schön sexy". Ein Selbstporträt Dürers inspirierte schwarz auf weiß zu der schöpferischen Frage: „Deutschlands erster Hippy — ein Nürnberger?"



---

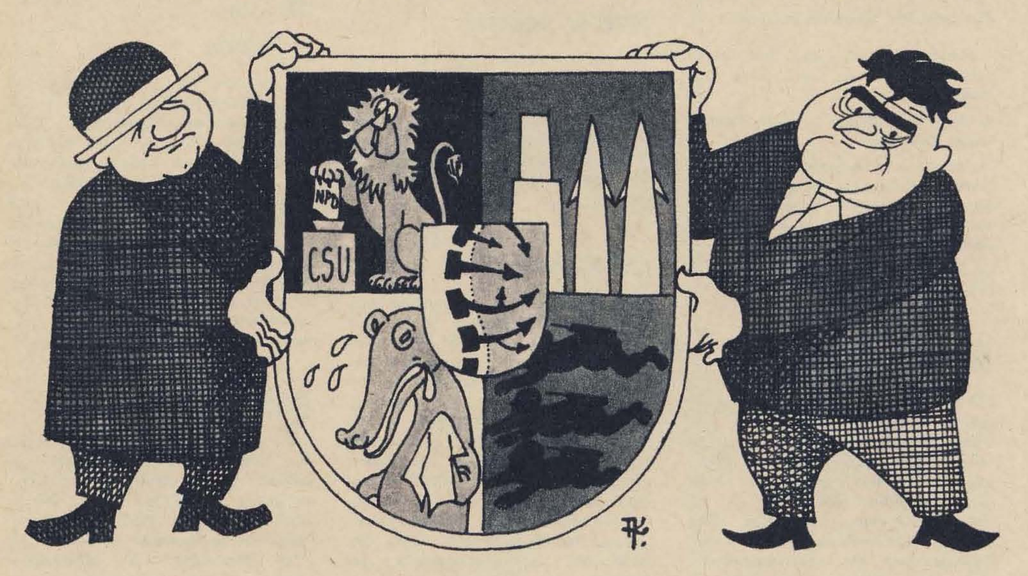
[1] Was unser Karikaturist als Krokodil ausgelegt hat, ist in der Tat im bayrischen Wappen ein Panther

[2] Im März wurde Strauß zum Aufsichtsratsvorsitzenden der Airbus AG gewählt, an der der Rüstungskonzern Messerschmitt-Bölkow-Blohm entscheidend beteiligt ist

Das Köpfchen des Herrn Franz Kopp hatte das Nürnberger Mittelalter bereits 1966 nicht mehr in Ruhe gelassen. Er nannte Nürnberg „ein leuchtendes Beispiel wehrtüchtigen Verhaltens“, weil die Stadt im Mittelalter mehr als die Hälfte des Einkommens für militärische Ausgaben aufwandte.

So dieser Kopp 1966, als er noch stellvertretender Vorsitzender jenes wehrpolitischen Arbeitskreises der CSU war, der den aktivsten Kern der Strauß-Partei darstellt. 1970 ist Kopp Oberst und Kommandeur des Verteidigungsbezirkes 61 (Augsburg). Und wen wundert's schon, daß Ritterkreuzträger Kopp im April 70 auf der bayrischen Jahreshauptversammlung der ehemaligen SS-Männer referierte? Nur *ein* Kopp?

Im Juni wars, als sich im Antiquarium der Münchner Residenz im Beisein zahlreicher Bundeswehroffiziere und des bayrischen CSU-Regierungschefs die jungen und alten Kämpfer in Zivil zusammenfanden. Sie gründeten „die Arbeitsgemeinschaft der bayrischen Reservisten und Traditionsverbände“, und die „Hilfsgemeinschaft ehemaliger Angehöriger der Waffen-SS“ durfte nicht fehlen. Strauß erstrebt eine „Sammlungsbewegung zur Rettung des Vaterlandes“. Die jungen und alten Marschierer in Bayern haben die Sammlung bereits vollzogen. So viele Köppe!



Passionen

Als kürzlich die Kriminalpolizei in Oberammergau nach Haschisch fahndete, sprach ein Gemeinderat entrüstet: „Die meisten gehören doch der CSU an – glauben Sie etwa, so jemand nimmt Hasch?“

So geschehen kurz vor den letzten Passionsspielen. Die Spiele haben Oberammergau bekannt, ja berühmt gemacht, und manch einer hat sich eine goldene Nase dran verdient. Auch der Streibl-Max, einst Hotelier, heut Generalsekretär der CSU.

Hitler hatte den Passionsspielen wegen der antisemitischen Texte seinen Segen erteilt. Zu Kritiken in unseren Tagen meinte einer der Oberammergauer Honoratioren nur: „Wir können ja aa nix dafür, daß die ganze Passion bei den Juden passiert ist. Uns wär's auch lieber, wenn's die Preißen g'wesen wärn.“ Erst als Ausländer Betten abbestellten, griff man zum Rotstift. Einige Schmähreden verschwanden, aber die Darstellung blieb einseitig.

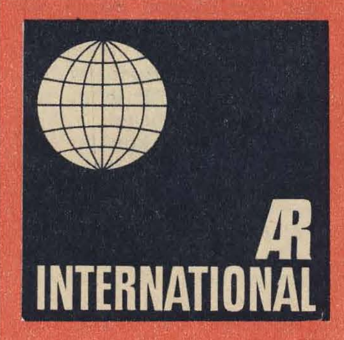
Dennoch, bei der Eröffnung der diesjährigen Spiele war alles anwesend, der Ministerpräsident, Herren von der Industrie und der Bundeswehr... Nur der Platz für ihren Bundestagsabgeordneten blieb leer. Schließlich kam der doch noch mit Blaulicht und Sirene angerast. Damit auch jeder versteht, was für ihn alles Vaterland und zu retten ist, hatte er an diesem Pfingstsamstag noch auf einem Aufmarsch der „Sudetendeutschen“ gesprochen, der Franz Josef Strauß.

*

Bayern verfügt über den größten Produktionsanteil bei Bleistiften, Kinderwag... über ein Zentrum der Rüstungsindustrie, über eine trotz ihrer Vielzahl straff organisierte Bewegung militaristischer Organisationen, über jene Rechtspartei, die die Führung erst in Westdeutschland und dann auch weiter östlich anstrebt.

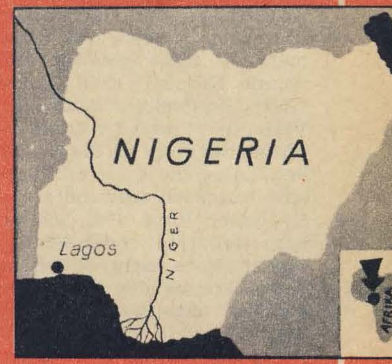
Der Bayer ist tierliebend, gottesf... Ach, *den* Bayern gibt es gar nicht. Aber ebenso zweifellos ist der Einfluß der reaktionären Kräfte in der Bevölkerung dieses südlichsten Bundeslandes besonders stark.

Die Verzahnung von Kapital, Bundeswehr und rechtsgerichteten Parteien und Organisationen – das ist die unheilige Dreieinigkeit. *–th*



Tapfere Frauen

Die Partisanen- und Milizeinheiten der Patriotischen Front von Laos bestehen, wie die Vorsitzende des laotischen Patriotischen Frauenbundes bekanntgab, zu etwa 40 Prozent aus Frauen. In der Schlacht um die Ebene der Tonkrüge im Winter 1969/70 stellte der Patriotische Frauenbund außerdem drei Kompanien zur Versorgung der Volksbefreiungsstreitkräfte auf.
Im August dieses Jahres konnten die Befreiungskämpfer über 800 Soldaten des Gegners außer Gefecht setzen, sieben Flugzeuge abschießen und zwei Versorgungslager vernichten.



Karte: Els

Aus unserem Jahrestagskalender:

6. Januar: 15. Jahrestag der Patriotischen Front von Laos (Neo Lao Haksat)

15. Januar: Tag der tschechoslowakischen Artillerie

18. Januar: 15. Jahrestag des Volkskammerbeschlusses über die Schaffung der Nationalen Volksarmee und des Ministeriums für Nationale Verteidigung

31. Januar: 25. Jahrestag der Ausrufung der Republik Ungarn

Dunkle Geschäfte

Für die weitere fünfjährige Nutzung von 3 Luftwaffenstützpunkten und einer Atom-U-Boot-Basis auf spanischem Territorium erhält das faschistische Spanien von den USA: 36 Phantom-Kampfflugzeuge zu ermäßigten Preisen, kostenlose Hilfe bei der Modernisierung der Armee, Ausrüstungen zur Munitionsfabrikation, zwei U-Boote, fünf Zerstörer und neun sonstige Schiffe als „Leihgabe" sowie eine Erdölleitung im Werte von 25 Millionen Dollar.

Tendenz steigend

Uber 80 000 US-Soldaten (65 643 Angehörige des Heeres und 16 109 Marineinfanteristen) entfernten sich innerhalb von acht Monaten des Jahres 1970 unerlaubt von der Truppe bzw. desertierten. 1969 waren es im Verlaufe des gesamten Jahres 67 686 Mann.

Erhöhte Kampfkraft

Wie der im September verstorbene VAR-Präsident Nasser auf dem IV. Nationalkongreß der Arabischen Sozialistischen Union anläßlich des 18. Jahrestages der ägyptischen Revolution erklärte, ist die Kampftüchtigkeit der VAR-Streitkräfte in der letzten Zeit weiterhin gewachsen, dabei sei vor allem die Luftabwehr verstärkt worden. Er führte ferner aus, daß die VAR nach einem gerechten Frieden im Nahen Osten strebe, jedoch zur Zeit durch die israelische Aggressionspolitik gezwungen sei, 25 Prozent der Haushaltsmittel für die Verteidigung auszugeben und eine Armee von 650 000 Mann unter Waffen zu halten.

Zur Lage in Nigeria

Als gegenwärtig schwächstes Glied der imperialistischen Kette in Afrika bezeichnete der nigerianische Politiker Tunji Otegbeye die Bundesrepublik Nigeria. Voraussetzung für die Behauptung der bisherigen Errungenschaften der Revolution und für eine nichtkapitalistische Entwicklung des Landes zum Sozialismus sei jedoch die Schaffung einer nationaldemokratischen, vereinten Front der Arbeiter, Bauern, Soldaten und aller patriotischen Schichten unter dem Banner des Marxismus-Leninismus.

Jahresbilanz

Etwa 150 000 Mann des Gegners setzten südvietnamesische Befreiungskämpfer im zentralvietnamesischen Bergland innerhalb eines Jahres (seit September 1969) außer Gefecht. Sie vernichteten in dieser Zeit 1 500 Flugzeuge, 4 400 Militärfahrzeuge und 350 Nachschublager des Feindes. Aus der Saigoner Marionettenarmee desertierten im gleichen Zeitraum 40 000 Mann.



Soldatenhumor aus „československý voják", Prag, und „Zolnierz Polski", Warschau.

UNIFORMEN REVOLUTIONÄRER ARMEEN (Polen)

1 2 3

1. Aufständischer Bergbauer (Gorale) – 17. Jahrhundert

2. Sensenträger Kościuszkos – 1794

3. Soldat der von General Jan Henryk Dabrowski in Italien aufgestellten Polnischen Legion – 1797

4. Freiheitskämpfer des Novemberaufstandes von 1831

5. Uniform des polnischen Generals Joseph Bem im revolutionären Ungarn – 1848/49

(wird fortgesetzt)



4



5



„Hallo, hier ist Oskar Zehn!
Regimentsstab bitte kommen!
Haben eben souverän
Höhe 106 genommen!“

„Gut“, so tönt es jugendlich,
aus des Kabels engem Schacht,
„Nehmen Sie jetzt bitte mich!
– Anni Müller, Steinplatz 8!“

H. K.





HEFT 12
NOVEMBER 1970
PREIS 1 MARK

2 Oberst Richter antwortet
4 Unterm Feuerschirm vorwärts
10 Die Versuchung
14 Kein Engels in der Bibliothek
20 Postsack
23 Buch / Film
24 DDR – unser Vaterland
26 Rückstoßfreie Geschütze
32 Rote Hochburg hielt stand
36 Militärtechnische Umschau
38 Raum-Roboter kommen
40 „Im grünen Wald, die rote Stadt ...
45 Die aktuelle Umfrage
50 Zyankali gegen den Generalstab
56 Begegnung am Kommandoturm
60 Anekdoten
62 Typenblätter
65 Sandmännchensand
71 Rührt Euch
72 Der Spion im Kleiderspind
76 Skilaufen müßte man können
81 Am seidenen Faden
85 Himmel, Hymne, Wappen
88 AR international

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Oberstleutnant Dr. Hansjürgen Usczeck Anschrift: 1055 Berlin, Postfach 7986 · Telefon: 53 07 61 Auslandskorrespondenten: Oberst W. G. Radtschenko und Oberstleutnant E. A. Udowitschenko, Moskau; Oberstleutnant d. R. Z. Flisowski, Warschau; Oberst J. Schaulow, Sofia; Major J. Červený, Prag; Major R. Kutas, Budapest; Oberstleutnant I. Capet, Bukarest Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postfach 6943 · Erscheint monatlich. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Bezugsmöglichkeiten: In der DDR über die Deutsche Post und den Buch- und Zeitschriftenvertrieb, 102 Berlin, Rungestraße 20 – in den sozialistischen Ländern über den jeweiligen Postzeitungsvertrieb – in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR – 701 Leipzig, Leninstraße 16 – in Westdeutschland und Westberlin über den örtlichen Buchhandel und die Firma Buch-Export und -Import GmbH, DDR – 701 Leipzig, Leninstraße 16 · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG Werbung, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28/31, und alle DEWAG-Betriebe und -Zweigstellen in den Bezirken der DDR. Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: INTERDRUCK III/18/87 · Gestaltung: Horst Scheffler

DAMW

Die Redaktion wurde am 1. 11. 1966 mit der Verdienstmedaille der NVA in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 2. 10. 1970

Fotos: Gebauer/Uhlenhut (1) Titel; Uhlenhut (2) S. 25, 96; Gebauer (24) S. 4, 5, 6, 7, 8, 9, 63, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 92, 93; Stolpmonn (1) S. 13; DEFA (1) S. 23; Archiv (9) S. 26, 27, 28, 29, 30, 36, 62, 63; Klöppel (2) S. 29, 30; MBD (6) 28, 29, 30; Fil (1) S. 28; Spisla (7) S. 40, 41, 42, 43, 44; Köppe (1) S. 48, 49; Körner (1) S. 55; Ungr (4) S. 56, 57, 58, 59; Backman (1) S. 62; Borkowsky (1) S. 64; Syndoman (2) S. 69, 82.

STAR-Palette

Nur im Telegrammstil ist es möglich, über Rosemarie Ambé zu berichten, wenn man nichts vergessen will. Mit dem Festivalsieg in Magdeburg 1968, „Es fängt ja alles erst an", war sie über den Anfang schon ein Stück hinaus. Facharbeiterbrief als Stenotypistin, Praxis beim DIA-Textil, Gesangsstudium, Kurzengagement im Staatsopernchor und jahrelange Zusammenarbeit als Kapellensängerin mit der Ali-Schilling-Band in Berliner, Budapester und Bukarester Bars waren die Vorreiter ihrer ersten Schallplatte und der Premiere beim Deutschen Fernsehfunk. Darauf folgte erfolgreiche fünfjährige Ensemblearbeit im Gesangsquartett „Die Collins". Mit dem Programm „Musik macht munter" und Rosemarie als Sängerin hielten sie das Publikum von der Ostsee bis Thüringen wach. Trotzdem schlug Silvester 69/70 die Ab-

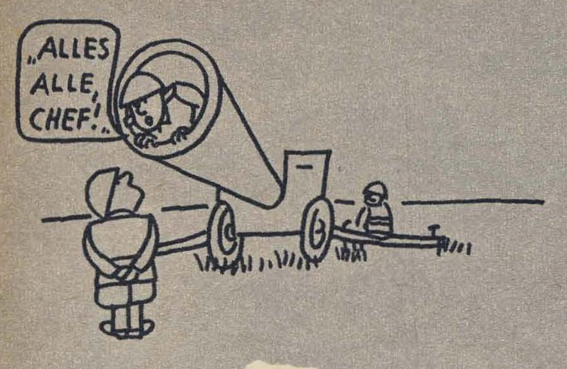


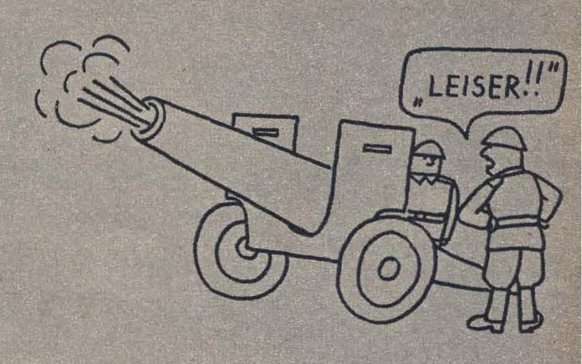
Rosemarie Ambé

schiedsstunde, und Rosemarie ist wieder solo. „Es fängt ja alles erst an" öffnete ihr die Teilnahme zum Ausscheid um den „Goldenen Notenschlüssel" in Karlovy Vary, er eröffnete unser zweites Fernsehprogramm in Farbe. Es folgten eine Tournee durch die Sowjetunion mit Günter Gollasch, ein Gastspiel im Friedrichstadt-Palast, Mitwirkung bei der Leistungsschau der DDR-Unterhaltungskunst, Messegastspiele und rund 30 bekannte Titel, die größtenteils Schlager wurden.

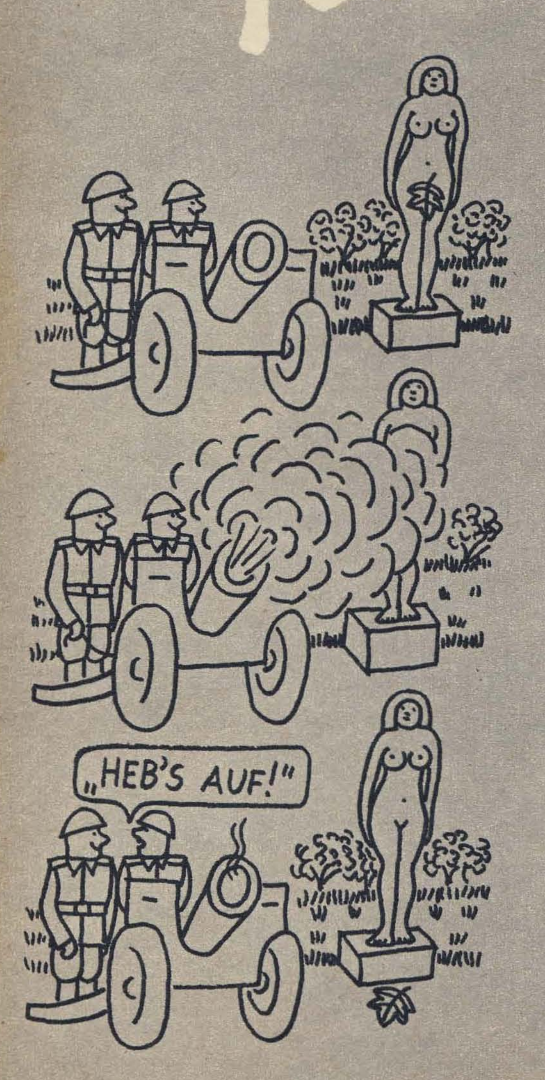
Auf der Suche nach neuer „eigener Note" arbeitet sie jetzt mit dem Großen Tanz-Streichorchester des Deutschlandsenders getragene Titel, Chansons, Lieder, träumt von Musicals, Sprechrollen und anspruchsvollen Aufgaben, hört ihre geliebten Opernplatten, während sie bereits wieder die Koffer packt. Nachdem ihre Stimme im Mai und Juli in der ČSSR erklang, sie im August auf dem Sopoter Schlagerfestival auftrat, startet sie im November zu einer Tournee durch die Volksdemokratische Republik Korea.

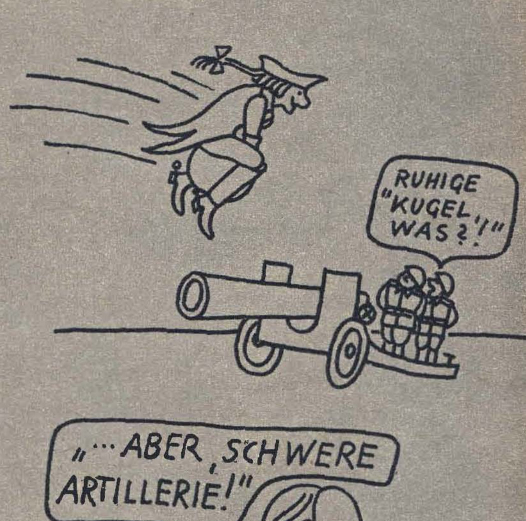
Helga Heine





PAUL KLIMPKE: **Feuerpause!**







31 036

